

Rezensionen

Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld: transcript 2007, 245 Seiten

Was heißt es heute, aus antirassistischer Perspektive über Migration zu sprechen? Seit Jahren wird diese Frage in der europäischen bewegungspolitischen Linken intensiv diskutiert. Ist es ihre primäre Aufgabe, die Festung Europa anzuprangern und Flüchtlingstragödien publik zu machen, oder soll es vielmehr darum gehen, MigrantInnen als strategisch handelnde Subjekte anzuerkennen, über ihren täglichen Widerstand zu sprechen, der nationalstaatliche Kontrollbemühungen immer wieder kunstvoll unterläuft?

Aus dieser zweiten Perspektive – der Perspektive der Autonomie der Migration – hat sich die Gruppe *TRANSIT MIGRATION* zwischen 2004 und 2006 mit der Migrationslandschaft in Griechenland, der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien beschäftigt. Daneben ging es dem Team aus WissenschaftlerInnen, MedienaktivistInnen und KünstlerInnen darum, neue Strategien der Re-/Präsentation von Migration zu entwickeln. Ein Ergebnis ist *Turbulente Ränder*, ein theoretisch anspruchsvoller und thematisch breiter Sammelband, der zwar bisweilen empirische Schwächen aufweist und sich an einigen Stellen sprachlich vergaloppiert, dem aber insgesamt das gelingt, was der Untertitel verspricht – „neue Perspektiven auf die Migration an den Grenzen Europas“.

Zum Kern dieses Perspektivwechsels: Dem in der deutschen Migrationsforschung vorherrschenden „methodologischen

Nationalismus“ (8) wird das „subjektive Gesicht der Migration und des staatlichen Handelns“ (15) entgegen gesetzt. Letztendlich ist es die Bewegung der Migration, die Europa zwingt, in dem Versuch ihrer Wiedereinhegung seine Außengrenzen zu erweitern und seine institutionelle Architektur bis in die Sahel-Zone auszudehnen; will heißen: Das Projekt der Europäisierung ist Effekt migrantischer Kämpfe, doch die finden selbst innerhalb wirkmächtiger Strukturen statt.

Das Gros der insgesamt 12 Beiträge versucht, diesem Wechselspiel von Struktur und Handlung auf die Spur zu kommen. Insbesondere der Artikel von *Sabine Hess* und *Vassilis Tsianos* zur Ausdehnung europäischer Migrationspolitik über das EU-Territorium hinaus kann hier überzeugen. Andere Beiträge glänzen eher in Einzelabschnitten: zum Beispiel in Ausführungen zur NGOisierung der EU-Migrationspolitik (u.a. *Sabine Hess* und *Serhat Karakayali*) oder durch die Theoretisierung von Lagern als Orten der Filterung und nicht etwa der Abschottung (*Efthimia Panagiotidis* und *Vassilis Tsianos*), in Schilderungen des Spiels mit Identitäten, mit denen MigrantInnen Sichtbarmachungsstrategien durchkreuzen (*Ramona Lenz*) oder durch die lebhaft Beschreibung des Markts für gefälschte Fluchtgeschichten und gestellte Foltervideos in Istanbul, mit denen MigrantInnen versuchen, den Anforderungen des Asylsystems gerecht zu werden (u.a. *Sabine Hess* und *Serhat Karakayali*).

Problematisch an diesen eher essayistischen empirischen Bezügen ist jedoch ihre Redundanz. Dem Markt für

gefälschte Fluchtgeschichten begegnet LeserIn ebenso oft wie dem Motel 1000 Rosen, einem improvisierten Auffanglager nahe Belgrad, ganz zu schweigen von Luis, einem Migranten, dessen Geschichte sich wie ein roter Faden durch die Beiträge zieht. Das deutet bereits an, dass es dem Band nicht immer gelingt, die spannenden theoriegeleiteten Thesen empirisch zu unterfüttern. Kritikwürdig ist zudem die sperrige Sprache einiger Beiträge. Hier verwandelt sich Wortgewalt schon einmal in allzu verschachtelte bis falsche Sätze wie „Die Kolonialisierung hat diesen Bildfundus in die Vorstellungswelt der Menschen beiderseits der kolonialen Grenze eingeschrieben hat und einen wechselwirkenden Wahrnehmungsraum eröffnet, der binär strukturiert ist, auf Unterscheidung zwischen Eigenem und Fremdem und einer ganzen Reihe weiterer Differenzen aufbaut“ (175). Und schließlich können die AutorInnen ihrem Anspruch, Struktur und Akteure als miteinander vermittelt zu denken, nicht vollends gerecht werden. Zu häufig gerät dieses Wechselspiel zugunsten eines engen Fokus auf migrantische Strategien aus dem Blick.

Zwei Beiträge müssen von dieser Kritik jedoch ausgenommen werden: *Rutvica Andrijašević's* herausragende Analyse einer Kampagne der *Internationalen Organisation für Migration* (IOM) gegen Menschenhandel in der Tschechischen Republik und der Beitrag von *Regina Römhild* zu migrantischem Kosmopolitanismus. Während letzterer durch Differenziertheit besticht – das Handeln von MigrantInnen wird hier eben nicht nur als Selbstermächtigung interpretiert, sondern immer im Kontext

von Ausbeutungsverhältnissen gedeutet – gelingt *Andrijašević* eine hervorragende Verknüpfung von theoretischer Reflexion und empirischer Genauigkeit. Die viktimisierende Darstellung weiblicher Körper in der IOM-Kampagne wird so überzeugend als Teil einer diskursiven Eindämmungspolitik entlarvt, welche die Mobilität osteuropäischer Frauen hemmen und sie an den sicheren heimischen Herd binden soll.

Mit Fragen der Repräsentation von Migration setzen sich schließlich auch die methodischen Beiträge des Bandes auseinander. Die Gruppe *Ultra-red* reflektiert ihren Versuch, die Klanglandschaften eines Belgrader Flüchtlingslagers einzufangen; die Filmemacherin *Brigitta Kuster* diskutiert die Darstellung von MigrantInnen in Film und Fernsehen; *Marion von Osten* berichtet über die Kölner Ausstellung *Projekt Migration* als Methode, aus Perspektive der Migration eine andere Geschichte der Migration in Europa zu erzählen; und der Künstler und Ausstellungsmacher *Peter Spillmann* stellt das Projekt MigMap vor, dessen Ziel es war, Migration mit den Instrumenten der Kartographie als sozialen Raum zu zeigen. Es ist nicht zuletzt die disziplinäre Grenzüberschreitung dieser Beiträge, welche den Facettenreichtum der Perspektive der Autonomie der Migration eindrücklich zur Schau stellt und *Turbulente Ränder* zu einer spannenden Intervention in Debatten um europäische Migrationspolitik macht.

Pia Eberhardt

Frauke Miera: *Polski Berlin. Migration aus Polen nach Berlin.* Münster: Westfälisches Dampfboot 2007, 391 Seiten

In der jüngeren Migrationsforschung wird polnische Migration nach Deutschland vor allem für die Zeit nach dem Fall der Mauer bearbeitet. PolInnen in Westeuropa gelten als typische TransmigrantInnen, sei es in der häuslichen Pflege, als (oft akademisch ausgebildete) Putzkräfte oder in der landwirtschaftlichen Saisonarbeit, da ihre Migration häufig durch ein beständiges Hin- und Her gekennzeichnet ist. In ihrer historisch angelegten Studie zeichnet *Frauke Miera* bereits für die Zeit zwischen 1945 und Ende der 1980er Jahre die Herausbildung komplexer Migrationssysteme nach. So ist ein überraschender Befund, dass es bereits Ende der 1970er Jahre zahlreiche PendelmigrantInnen zwischen Polen und der BRD und vor allem West-Berlin gab. Schon damals arbeiteten die „TouristInnen“ im informellen Sektor als Reinigungskräfte, auf dem Bau oder in Privathaushalten (70ff). Insofern ist die Wiederaufnahme der Beschäftigung in diesen Sektoren nach 1989 nur folgerichtig. Überzeugend ist auch Mieras Rekonstruktion der komplizierten politischen Beziehungen zwischen Polen und Deutschland in den Fragen von Migration, Flucht und Vertreibung, die sich zwischen Ausreiserestrictionen, ‚Menschen gegen Geld‘-Austausch, Liberalisierungen und erneuten Restriktionen nach Verhängung des Kriegsrechts in Polen 1981 bewegt. Aufschlussreich ist auch das Kapitel zum Migrationssystem zwischen Polen und der DDR. So war eine versteckte Arbeitsmigration von PolInnen in die DDR unter dem

Deckmantel von Praktika, Studierendenaustausch oder „Ferien auf dem Lande“ (99-110) ebenso üblich wie offizielle temporäre Beschäftigung in der DDR. In Polen wurden die Arbeitseinsätze der oftmals qualifizierten Kräfte in körperlich anstrengenden einfachen Tätigkeiten vor dem historischen Hintergrund der Zwangsarbeit im Dritten Reich kritisiert (106). Diese staatlich tolerierte Tradition, nicht entlang vorgegebener Regeln zu migrieren und zu arbeiten, erklärt mit, warum es für viele PolInnen völlig selbstverständlich war, auch nach 1989 im informellen Sektor Deutschlands und Westeuropas zu arbeiten. Die Rekonstruktion dieser Migrationssysteme durch Miera ist zwar implizit theoriegeleitet – der Begriff der Migrationssysteme lässt auf die gleichnamige theoretische Tradition schließen sowie die neueren Ansätze der Transmigration –, allerdings hätte sich die Leserin an mehr Stellen eine theoretische Reflexion oder internationale Vergleiche wie in den Ausführungen zum „ethnic business“ gewünscht. Das knapp 100 Seiten lange Anmerkungsverzeichnis steht zudem etwas im Missverhältnis zur Gesamtlänge der Studie und hätte für die Veröffentlichung durchaus entschlackt werden können. Die Stärke des Buches liegt in dem analytischen Blick der Autorin, bereits frühe transnationale Prozesse zu identifizieren sowie in dem Einbezug der Rolle von Selbstorganisationen polnischer MigrantInnen in Berlin. Diese beiden Aspekte erlauben es, nicht eine Geschichte über PolInnen in Berlin, sondern auch mit ihnen und ihre Verwicklung in ökonomische und politische Strukturen und Prozesse zu schreiben.

Helen Schwenken

Justin Akers Chacón & Mike Davis: *Crossing the border. Migration und Klassenkampf in der US-amerikanischen Geschichte*. Berlin: Assoziation A 2007, 352 Seiten

Nach der Veröffentlichung des Originals (*No one is illegal. Fighting Racism and State Violence on the U.S.-Mexico Border*, 2006) hat nun Assoziation A schnell die deutsche Übersetzung eines Buches herausgebracht, das sich viel vornimmt – und das Meiste davon auch sehr ordentlich einlöst. Justin Akers Chacón und Mike Davis verweben die Geschichte der Migration in den Südwesten der USA mit einer Geschichte des Rassismus gegenüber den Migrierenden und dies unter dem Blickwinkel von Klasseninteressen und Klassenkämpfen. Sie zeigen dabei neben den Strukturen dieser Prozesse und ihrer Zusammenhänge, und den vielen heftigen Niederlagen, auch immer wieder das Aufbegehren und die Kämpfe der Migrationsbevölkerung gegen ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen.

Der zeitliche Bogen des Vorhabens ist weit gespannt, von der Nachbürgerkriegsphase (ab 1877) bis zu den Massendemonstrationen des Jahres 2006. Geographisch ist vor allem Kalifornien im Blickpunkt, die beiden Autoren aber verstehen und präsentieren diesen Fall als exemplarisches Lehrstück von Migration, Rassismus und Klassenseinandersetzungen, so daß die Struktur und Dynamiken dieser Prozesse auch anderswo deutlicher erkennbar werden können – womit das Buch sich außerordentlich gut als politische Einführungsliteratur eignet und sich explizit nicht nur an ein akademisches Publikum richtet.

Das Buch ist unterteilt in insgesamt 32 Kapitel, die jeweils am Ende ein kurzes Resumé liefern und gut und knapp auch einzeln gelesen werden können. Der erste Teil des Buches, von Mike Davis geschrieben, behandelt das Phänomen der „Vigilanten“, also der selbsternannten ‘Bürgermilizen’, in der Geschichte der USA: Die Vigilanten waren im Laufe der Geschichte (und sind bis heute) rassistisch, gewalttätig und funktional selbsternannte oder bewußt eingesetzte Streikbrecher und damit Kampftruppe im Klassenkampf der Unternehmer gegen die migrantische, gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft. Jüngstes Beispiel des „Vigilantismus“ sind neben dem notorischen Ku-Klux-Klan die „Minuteman“, die mit großem Medienecho, trotz teilweise minimaler physischer Präsenz, den Grenzschutz in die eigene Hand nehmen und in Arizona und Kalifornien Jagd auf klandestin Migrierende machen.

Funktional haben und hatten die Vigilanten dabei einen großen Anteil daran, so die These Mike Davis’, daß die Kluft einerseits zwischen den „weißen“ US-amerikanischen Arbeitenden und den Zugewanderten, andererseits zwischen der Industriearbeiterschaft in den Städten und dem Landarbeiterproletariat, bis heute nicht überwunden ist. Zweitens haben die Vigilanten es geschafft, durch massive Gewalt und Einschüchterung (bis hin zu Folterungen und Morden) die zum großen Teil von migrantischen Arbeitenden getragenen Arbeitskämpfe in der Landwirtschaft zu zerschlagen.

Im zweiten Teil beginnt Justin Akers Chacón mit einer kurzen, komprimierten Einführung in die wirtschaftliche und politische Entwicklung Mexikos und die Geschichte der Grenzregion Mexiko-USA (mit der Annexion des

heutigen Südwestens der USA von Mexiko, die neoliberalen Umstrukturierung der mexikanischen Wirtschaft, bis zur Einrichtung der mexikanischen Grenzregion als Sonderwirtschaftszone, der sog. „Maquiladoras“).

Sein Hauptanliegen ist aber die Skizzierung der Entwicklungsgeschichte mexikanischer ArbeiterInnen in den USA (strukturell gilt dies neben dieser mittlerweile größten Gruppe auch für alle anderen Migrationsarbeitskräfte in den USA) als „die ‘andere’ amerikanische Arbeiterklasse“: Vom Kapital dringend benötigt, vor allem in der Agrarwirtschaft, auf die das gesamte Buch ganz deutlich den Fokus legt, und durch zwei ineinandergreifende Mechanismen strukturell als billige und leicht zu handhabende Arbeiterklasse gehalten: Erstens mit Hilfe von Gesetzgebungsmaßnahmen – u.a. den Arbeitskräfteabkommen a la „Bracero“ – aber vor allem durch die ständige Reproduktion des rechtlosen Status als „Illegale“ und damit jederzeit der Repression und Abschiebung ausgesetzt. Zweitens durch die zumeist rassistische Ausgrenzung der ArbeitsmigrantInnen, die durch die Politik, die Unternehmer, immer wieder auch die Gewerkschaften neu zementiert wurde. Die Anschläge vom 11.9.2001 und die Militarisierung der Grenze mit Mexiko sind dann nur noch eine Überzeichnung dieser dichotomen Politik, die den gewollten Effekt hat, die „eigenen“ US-amerikanischen ArbeiterInnen gefügig, und die ‘fremde’ Arbeitskraft billig und politisch mundtot zu halten.

Zum Schluß und als Ausblick behandelt Chacón die aktuellen Kämpfe, vor allem jene des Jahres 2006 mit dem ersten landesweiten Streik und den Massendemonstrationen des 1. Mai (unter

dem Motto „Ein Tag ohne Migranten“), die laut Chacón quantitativ und qualitativ eine neue Dimension angenommen haben.

Der im Buch spürbare Optimismus und kämpferische Geist im Nachweis des andauernden Widerstandes macht beim Lesen Freude (und das ist sicherlich auch eines der Ziele der beiden Autoren), auch wenn die Analyse der Kräfteverhältnisse und die Erzählung der großen Niederlagen in diesen Klassenauseinandersetzungen pessimistisch stimmen könnte.

Leider finden sich an einigen Stellen des Buches kleinere inhaltliche Wiederholungen, da sowohl Davis als auch Chacón teilweise dieselben Phänomene (u.a. die „Vigilanten“) behandeln. Hier wären Verweise hilfreich gewesen und es entsteht der Eindruck, daß das Buch aus zwei eigentlich auch separat funktionierenden (und konzipierten Teilen) besteht.

Die deutsche Übersetzung von Matthias Becker und Hanna Schröder zeichnet sich durch einige hilfreiche Hinweise aus, die einem deutschen Lesepublikum nicht geläufige US-amerikanische Ereignisse kurz erläutern. Auch wenn die Sprache, vor allem im Teil von Mike Davis, teilweise geschwollen daherkommt („blutgetränkte Felder Kaliforniens“) und sich bis in den Verzicht auf theoretische Klärung benutzter Begriffe („halbfaschistische Bedrohung“, 14) steigert, machen doch gerade die vielen zitierten O-Töne (aus Berichten von Zeitzeugen, aus Reden und Zeitungsartikeln) und Beschreibungen der wirklich sehr konkreten Kämpfe auf den Feldern einen großen Gewinn des Buches aus.

Insgesamt ein sehr gelungenes Buch, das auf gute Lesbarkeit achtet und

seine inhaltliche Zielrichtung – die Zusammenhänge von Migration, Klassenkämpfen und Rassismus – immer wieder deutlich und klar in den konkret beschriebenen Situationen herausstellt.

Johannes Specht

John Kannankulam: *Autoritärer Etatismus im Neoliberalismus – Zur Staatstheorie von Nicos Poulantzas*. Hamburg: VSA-Verlag 2008, 351 Seiten

Mit seiner Monographie knüpft *John Kannankulam* an eine Reihe neuerer Arbeiten an, in denen die Aktualität materialistischer Staatstheorie im Anschluss an Nicos Poulantzas aufzuzeigen versucht wird. Wie der Titel verrät, wendet sich Kannankulam dem Konzept des autoritären Etatismus zu, mit dem Poulantzas eine neue Staatsform beschrieben hat, die er Ende der siebziger Jahre als Reaktion auf eine politische Krise heraufziehen und durch einen Verfall demokratischer Institutionen und Einschränkungen formaler Freiheiten gekennzeichnet sah.

Doch auch in der Gegenwart lässt sich eine Vielzahl politischer Prozesse identifizieren, die den von Poulantzas beschriebenen Tendenzen in nichts nachstehen: In Deutschland bestätigt das Zustandekommen des Rettungspakets für das Finanzsystem genauso wie das neue BKA-Gesetz eindrucklich seine Diagnose. So drängt sich die Ausgangsfrage des Buches, „ob Poulantzas’ Konzept des autoritären Etatismus geeignet ist, aktuelle staatliche Transformationsprozesse zu erklären“ (10), förmlich auf. Die Untersuchung ist entlang der daran anschließenden Frage strukturiert, „wo und wie dieses Konzept ggf. aktualisiert und erweitert werden muss, um es für

aktuelle Analysen in Anschlag bringen zu können“ (ebd.). Der zentrale Einsatzzpunkt einer solchen Erweiterung besteht Kannankulam zufolge darin, dass Poulantzas nicht die Konsequenz aus seinem Verständnis des Staates als materieller Verdichtung sozialer Kräfteverhältnisse gezogen und nur unzureichend analysiert habe, welche sozialen Kräfte hinter der Durchsetzung des autoritären Etatismus standen. Diesen Mangel mittels einer „historisch-empirischen Rekonstruktion der Kräfteverhältnisse“ (91) zu beheben, macht den Hauptteil der Arbeit aus.

Zunächst verhandelt der Autor jedoch einige grundlegende Probleme von Poulantzas’ Staatstheorie. Sie wird mit der Marxschen Formanalyse vermittelt, um die bei Poulantzas vorausgesetzte Trennung von Staat und Ökonomie zu begründen und die strukturellen Grenzen staatlichen Handelns zu bestimmen. Die Idee, eine solche Vermittlung vorzunehmen und so das Verhältnis von sozialen Formen, Institutionen und konjunkturellen sozialen Auseinandersetzungen genauer zu fassen, ist zwar nicht neu, wird hier jedoch in bisher nicht publizierter Ausführlichkeit behandelt und fruchtbar gemacht, um Poulantzas’ doppeldeutige Bestimmung der relativen Autonomie des Staates und den theoretischen Status der Hegemonie zu klären.

Mit dem so entwickelten Begriffsapparat nimmt Kannankulam dann die historisch-empirische Analyse in Angriff. Zunächst wird mit einem Blick auf den Wandel der Weltwirtschaft in der Nachkriegszeit rekonstruiert, wie durch die Liberalisierung der Finanzmärkte und die Internationalisierung der Produktion ausgehend von den USA eine finanzkapitalistische und am Neo-

liberalismus orientierte Kapitalfraktion heranwuchs, die es in der Krise des Fordismus schaffte, die „institutionellen Arrangements innerhalb des atlantischen Fordismus im Allgemeinen und der USA im Besonderen zu ihren Gunsten zu verschieben“ (150). Diese Fraktion, so die These, habe – im Schulterschluss mit neokonservativen politischen Kräften – eine entscheidende Rolle in der Durchsetzung des autoritären Etatismus gespielt. Vor diesem Hintergrund sei dann auch Poulantzas’ These „historisch plausibel“ (107), dass es sich beim autoritären Etatismus um eine der damaligen Phase des Kapitalismus angemessene Staatsform und damit eine allgemeine Tendenz in allen Ländern des atlantischen Fordismus handelt. Im Anschluss daran wird die empirische Generalisierbarkeit von Poulantzas’ Thesen anhand der wirtschaftsgeschichtlichen und politischen Entwicklungen in Großbritannien und in der BRD geprüft. Deutlich wird dabei zum einen, dass die – in GB mehr, in der BRD weniger – militant kämpfenden ArbeiterInnen insofern eine weitere zentrale Kraft bildeten, als sie durch ihre Militanz zur Krise des Fordismus beitrugen, auf die dann mit dem Umbau des staatsapparativen Gefüges in Richtung eines „neoliberalen autoritären Etatismus“ (330) reagiert wurde. Zum anderen zeigt Kannankulam, dass dieser Umbau zwar von konservativen Regierungen begonnen, in beiden Ländern aber nach deren Ablösung auch von den sozialdemokratischen geführten fortgeführt wurde.

Der zentrale Mangel in Poulantzas’ Zeitdiagnose wird also durch die Rekonstruktion der Kräfteverhältnisse einerseits im weltwirtschaftlichen, andererseits im länderspezifischen Kontext behoben. Al-

lerdings rächt sich gerade im letzten Teil diese strikte Einteilung der Untersuchung. Die Frage, inwiefern die in den Ländern sich vollziehende Machtverschiebung hin zur Exekutive – ein zentrales Element des autoritären Etatismus – mit der zunehmenden Bedeutung politischer Prozesse und Entscheidungen auf der supra- und internationalen Ebene zusammenhängt, gerät dabei aus dem Blick und wird nicht systematisch verfolgt. Ein Zusammenhang wird am Schluss lediglich behauptet. Auch an dieser Stelle wäre Poulantzas’ Konzept in Richtung der methodischen Frage zu erweitern gewesen, welcher Stellenwert heute der supra- und internationalen Ebene in der Erklärung nationalstaatlicher Transformationsprozesse zukommt. Methodisch bleibt zudem im Übergang vom theoretischen zum historisch-empirischen Teil der Arbeit unklar, worin die angekündigte „Operationalisierung der historisch-empirischen Rekonstruktion der Kräfteverhältnisse“ (91) bestehen soll.

Am Ende erreicht das Buch aber dennoch das gesetzte Ziel, die Aktualität und das Erklärungspotential des Konzepts des autoritären Etatismus und damit der Staatstheorie von Poulantzas nachzuweisen. In den einzelnen Teilen wird überzeugend dargelegt, wie die staatstheoretischen Begriffe zur Interpretation historischer Entwicklungen nutzbar gemacht werden können. Zwar wäre eine ausführlichere Diskussion methodologischer und methodischer Fragen wünschenswert gewesen, aber es werden diverse Anknüpfungspunkte für solche weitergehenden Diskussionen geliefert – und es wird deutlich, warum es sich lohnt, sie zu führen.

Robin Mohan

Kim Clark & Marc Becker: *Highland Indians and the State in Modern Ecuador*. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press 2007, 348 Seiten.

Der vorliegende Sammelband beschäftigt sich mit dem ungleichen und widersprüchlichen Prozess der Staatsformation in Ecuador, wobei besonders die Bedeutung der indigenen Bevölkerung hervorgehoben wird. Historisch spannt der Band einen Bogen vom ersten Drittel des 19. Jahrhunderts bis zum 21. Jahrhundert, wobei die Herausgeber darauf geachtet haben, eine weitgehend lückenlose Abfolge vorzulegen, die selbstverständlich keinen enzyklopädischen Charakter haben kann.

Die 14 Beiträge der 13 Autorinnen und Autoren (vorwiegend Anthropologen und Historiker aus dem US-amerikanischen akademischen Feld) zeichnen sich durch einen Zugriff auf die neuere politische Anthropologie des Staates aus, der die Imagination und das alltägliche Aushandeln von Staatlichkeit, den Prozess der „Staatsformation von unten“ sowie Ethnographien des Staates in den Vordergrund stellt.

Den entsprechenden theoretischen Einleitungsartikel liefern die Herausgeber des Bandes, die vorschlagen, den Prozess der Staatsformation in den Dimensionen der moralischen Regulation „von oben“ und den Prozessen „von unten“ zu analysieren, wobei der Staat in seiner Fragmentierung und internen Widersprüchlichkeit betrachtet wird. (4) Dabei fallen das System des Staates und die Idee des Staates oftmals auseinander. In einem kurzen Überblick über die postkoloniale Staatsformation in Ecuador arbeiten die Autoren die Weiterführung

der kolonialen Teilung der Gesellschaft auch in der Republik heraus, reißen Fragen von Bürgerrechten an und diskutieren regionale Ungleichheiten der Staatsformation.

Im zweiten Beitrag diskutiert *Aleezé Sattar* das Verhältnis von indigenen Gemeinden und republikanischem Gesetzeskörper in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sattar arbeitet mit Rückgriff auf postkoloniale Ansätze heraus, dass es sich um einen doppelt „gegabelten“ (*bifurcated*) Staat handelte, der erstens durch die Leitunterscheidung von Bürger versus Indianer und zweitens durch die Teilung zwischen Zentralstaat und lokalen Ausprägungen von Staatlichkeit charakterisiert war. Damit kombinierte der Staat ambivalent eine „republikanische“ und eine „koloniale“ Regierungsweise, was in der Wiedereinführung des Indianertributs (1828-1857), weiteren Gesetzen allein für die indigene Bevölkerung sowie der Verweigerung der Staatsbürgerrechte für die indigene Bevölkerungsmehrheit seinen Ausdruck fand. Dabei setzte sich der Zentralstaat oftmals in paternalistischer Manier für die Beibehaltung der kolonialen Regierungstechniken ein, während die lokalen Vertreter des Staates auf deren Abschaffung drängten. Diese Unstimmigkeiten wurden von lokalen indigenen Eliten ausgenutzt, um mit dem Zentralstaat gegen die lokalen mestizischen Eliten vorzugehen, eigene Interessen durchzusetzen und somit den Staat von „unten“ zu formen.

Derek Williams und *Erin O’Conner* wenden sich der Regierungszeit des konservativen, katholizistisch orientierten Präsidenten Gabriel García Moreno zu. Williams argumentiert, dass der Staat unter García Moreno – trotz der

generellen Unterstützung der Hacienda – die indigene Bevölkerung gegen die Hacienda stärkte, um Arbeitskraft für staatlich gelenkte Modernisierungsprogramme sicherzustellen. O’Conner arbeitet heraus, wie ein revitalisierter patriarchaler Diskurs im Prozess katholischer Staatsformation strategisch eingesetzt wurde, um bestehende Widersprüche zu überdecken.

Michiel Baud analysiert das Beziehungsgefüge zwischen Zentralstaat, regionalen Eliten und subalternen (indigenen) Akteuren im späten 19. Jahrhundert rund um die liberale Bewegung, die 1895 zur liberalen Revolution unter Eloy Alfaro führte. In den liberalen und indigenistischen Diskursen wurde das System der Schuldknechtschaft und allgemein das Hacienda-System und die Zwangsarbeit angegriffen, während die indigene Bevölkerung als zu schützende Gruppe angesehen wurde, die noch nicht „reif“ für die Erlangung der vollständigen Bürgerrechte wäre. Die indigenen Gemeinschaften eigneten sich diesen Vulnerabilitäts-Diskurs taktisch an, indem sich sie in Petitionen an den Zentralstaat selbst als „schüchtern“, „ungebildet“ und „unwissend“ bezeichneten. Auf diese Weise konnten sie den Zentralstaat gegen die lokalen Eliten – v.a. Hacienda-Besitzer, aber auch die lokalen staatlichen Autoritäten – auf ihre Seite ziehen.

Auch *Kim Clark* arbeitet die strategische Aneignung des zentralstaatlichen, paternalistischen Diskurses durch die indigenen Gemeinden heraus. Besonders zwischen den 1930er und 1940er Jahren gab es eine weitreichende Unterstützung indigener Gemeinden durch zentralstaatliche Institutionen gegen lokale Machteliten. Je nach politischer

Gelegenheitsstruktur nutzte die gleiche Gemeinde einen neo-paternalistischen oder den neuentstandenen indigenistischen Diskurs, um ihre Interessen bei den staatlichen Institutionen durchzusetzen. Doch, so Clark, handelte es sich nicht nur um eine taktische Manipulation staatlicher Diskurse: „Indianer nutzen nicht nur das Gesetz und den Staatsdiskurs, sondern in einigen Fällen wirkten sie an der Generierung dieser diskursiven Ressourcen mit, wenn ihre Petitionen zu neuen Dekreten der Regierung führten.“ (104)

Wie *Marc Becker* am Beispiel der verfassunggebenden Versammlung 1944-45 zeigt, wurde die kommunistisch-orientierte *Federación Ecuatoriana de Indios* seit den 1940er Jahren zu einer der tonangebenden Bewegungen, die die Rolle der Indigenen in den staatlichen Strukturen aufgriff und dabei gerade auch ethnische Forderungen stellte. In den 1960er Jahren wurde dann die Agrarreform die zentrale Frage, bei der die ökonomischen, politischen und sozialen Beziehungen zwischen Staat und indigenen Gemeinden verhandelt wurden. *William Waters* diskutiert an einem Beispiel in der Provinz Cotopaxi die ungleiche regionale Entwicklung, die begrenzte Reichweite der Landverteilung für die indigenen Gemeinden und die durch neue Institutionen, wie dem IERAC (*Instituto Ecuatoriano de Reforma Agraria y Colonización*), geschaffenen Beziehungen zwischen Zentralstaat und indigenen Gemeinden.

Amalia Pallares beschäftigt sich mit der Aushandlung von Bürgerrechten vor dem Hintergrund der Anerkennung ethnischer Differenz in der Phase demokratischer Transition von 1979 bis zum ersten indigenen Aufstand 1990.

Sie beschreibt wie von der ersten post-diktatorischen Regierung unter Jaime Roldós ein Modell des staatlichen Plurikulturalismus Eingang fand, das die Folgeregerungen Hurtado und Borja fortsetzten. Unter der Regierung Roldós wurde 1979 das allgemeine Wahlrecht – auch für Analphabeten – eingeführt, sowie eine weitreichende Bildungs- und Alphabetisierungskampagne gestartet, wobei die Indígena-Organisationen in einem neu einsetzenden Dialog mit dem Staat Mitspracherechte durchsetzen konnten. Unter der Regierung Borja erkämpfte die nationale Indígena-Organisation CONAIE (*Confederación de Nacionalidades Indígenas del Ecuador*) gar die Kontrolle über das bilinguale und bikulturelle Bildungsprogramm DINEIB. Parallel zu dieser plurikulturellen Anerkennungspolitik war jedoch ein Prozess zunehmender Verarmung indigener Bevölkerung festzustellen. Die CONAIE argumentierte, dass kulturelle Rechte erst dann voll zum Tragen kommen, wenn auch ökonomische Rechte und politisches Empowerment gewährleistet sind. Um dazu auf die nationale Politik Einfluss zu nehmen entwarf die CONAIE zu Beginn der 1990er Jahre das Konzept des Plurinationalismus. Auf Grund der Enttäuschung über die beschränkten Ergebnisse der staatlichen plurikulturellen Anerkennungspolitik kam es dann zu Beginn der 1990er – so Pallardes – zu den indigenen Aufständen.

Brian Selmeski widmet sich mit seiner ethnographischen Analyse einem besonderen Schauplatz staatlicher Praxis und Inszenierung zu: dem Wehrdienst. Dabei argumentiert er, dass der Wehrdienst junge männliche Indigene sowohl physisch (als Rekruten) als auch ideologisch – als zukünftige Bürger und

Familienväter – in den Staat integriert. Gerade die Integration von Indigenen ist besonders erfolgreich, da die Armee in den 1990er Jahren ein eigenständiges Modell eines multikulturellen Nationalismus entworfen hat, das die ecuadorianische Geschichte mit einer „glorreichen indianische Vergangenheit“ beginnen lässt, und da der Wehrdienst in indigenen Gemeinden als wichtiger Beitrag für die Persönlichkeitsbildung gesehen wird. Dabei wird die Armee als eine große Familie vorgestellt, die der Mutter Nation dient und Ehre erweist. Die „verlorenen“ indigenen Söhne werden durch den Militärdienst in die „Nation-als-Familie“ wieder eingegliedert, und – analog – dazu erzogen, selber eine Familie führen zu können.

Weitere Beiträge setzten sich in komparativer Perspektive – als Vergleichsfolien dienen Mexiko, Bolivien und Peru – mit den Errungenschaften und Begrenzungen der indigenen Bewegungen bei dem Prozess der Staatsformation auseinander. So vergleicht *José Antonio Lucero* die Rhythmen, Räume, Strategien und Strukturen der indigenen Bewegungen in Bolivien und Ecuador. Während sich die Tiefland-Indígenas in Ecuador früh organisierten, war das in Bolivien auf Grund der starken weißen Elite in Santa Cruz erst relativ spät der Fall. Dabei nahmen sie – anders als die wenig später entstehenden Hochlandorganisationen – eine ethnische Diskursposition ein, während jene anfangs einen klassenbasierten Diskurs beibehielten. Während die Organisationen in Bolivien stark auf eine imaginierte prä-kolumbische Gemeinschaft oder auf korporatistische Organisationsformen zurückgreifen, konnte sich in Ecuador ein neuer Diskurs von Nationalitäten

ausbilden. Die Bewegungen in beiden Ländern haben unterschiedlich auf die neoliberalen Politiken reagiert. Während in Bolivien seit Mitte der 1990er Jahre ein aggressives und tiefgreifendes neoliberales Strukturanpassungsprogramm durchgesetzt wurde, konnte in Ecuador die bereits gestärkte und geeinte Indígena-Bewegung weitreichende neoliberale Reformen – bis auf die Einführung des US-Dollar als Landeswährung – erfolgreich blockieren und so politisches Kapital aufbauen.

Der gut editierte Band schließt mit einem bibliographischen Essay von *Marc Becker* ab, in dem die einschlägige Literatur zum Verhältnis von Staat und Indigenen im post-kolonialen Ecuador thematisch geordnet wird. Im theoretischen Spannungsfeld zwischen der Herausarbeitung des historischen Kontextes der ecuadorianischen Indígena-Bewegung einer- und der Ethnographie des ecuadorianischen Staates andererseits ist dieses Buch sicherlich eine unverzichtbare Quelle für Anthropologen, Historiker und Soziologen, die sich mit dem Andenraum beschäftigen.

Olaf Kaltmeier

Niko Reinberg: *Jenseits von Sonnenpyramiden und Revolutionstourismus. Comunidad Coire: Indigene Wirklichkeit in Mexiko.* Münster u.a.: LIT Verlag 2007, 176 Seiten

Niko Reinbergs Buch über eine Gemeinde an der mexikanischen Pazifikküste unweit des Mega-Ferienortes Acapulco in Michoacan, welches im Zuge seiner Mexiko-Studien als Diplomarbeit entstanden ist, beschreibt die Geschichte und den Werdegang von El Coire und

seiner Bewohner/Innen, die sich trotz Jahrhunderte langer, vor allem extern angestoßener Transformationsprozesse, ein Stück ihrer gemeindeeigenen 'Identität' bewahren konnten. Das Spannungsverhältnis zwischen den „Mechanismen der Penetration“ und einer an der Peripherie liegenden Kommune, die mit Hilfe der gemeinschaftlichen Erinnerung ihre Selbsterhaltungskräfte mobilisiert, wird dem Leser anhand der qualitativen Studie durch zahlreiche Interviews und Beschreibungen näher gebracht.

Nach einer kurzen Einführung, in der die geographischen Randdaten der Gemeinde und die „indigene Wirklichkeit“ in ganz Mexiko knapp thematisiert werden, wird in den ersten beiden Teilen (47-65) die theoretische und methodische Herangehensweise erläutert. Zunächst wird die Bedeutung von Geschichte und sozialer Erinnerung für das Verstehen globaler Prozesse herausgearbeitet. Dabei stellt Reinberg mit Bezug auf andere Autoren vor allem die statischen Dichotomien lokal/global, Tradition/Moderne, Zentrum/Peripherie der klassischen Kultur- und Sozialanthropologie in Frage, ohne die unterdrückenden Strukturen der Globalisierung zu verkennen (50ff). Dies geschieht, um einerseits die historische Kontinuität globaler Verflechtungen und andererseits das Ineinandergreifen verschiedener Handlungswelten zu unterstreichen. Der theoretischen Reflexion folgt die Beschreibung der ethnographischen Methode, der Life Story Interviews, mit welchen der Autor eine rein qualitative und sehr persönliche Befragungsmethode gewählt hat, um das soziale Gedächtnis der Gemeinde zu erfassen.

Den Ausführungen zu Theorie und Methode folgt der umfangreichste Teil

des insgesamt 167 Seiten umfassenden Werkes, in dem ein bemerkenswerter Einblick in die koloniale und nachkoloniale Geschichte der Comunidad Coire, mit Fokus auf dem eingemeindeten Dorf Faro de Buceria, gegeben wird. Neben vergleichsweise detaillierten Zahlen und Fakten zur Eroberung, Demographie und wirtschaftlichen and verwaltungstechnischen Veränderungen durch die Spanier (66ff), wird anhand kleiner Anekdoten die aktive Beteiligung der indigenen Bevölkerung an Wandlungsprozessen erläutert. Dabei legt der Autor besonderes Augenmerk auf die Herkunft der Bewohner/Innen und die sprachliche Entwicklung der Region. Mit Bezug auf persönliche Gespräche und eine vergleichbare Studie von Gledhill aus dem Jahre 2004 wird die Tatsache, dass die Bewohner/Innen El Coires die indigenen Sprachen zugunsten des Spanischen aufgegeben haben, nicht als Verlust der indianischen Identität gedeutet, sondern als Notmaßnahme zur Sicherung des Territoriums. Dasselbe und weitere indigene Rechtsansprüche seien der selbstverwalteten Gemeinde aufgrund ihrer sprachlichen Unterlegenheit zu häufig von Eindringlingen und von der sie diskriminierenden mexikanischen Wirklichkeit streitig gemacht worden (98ff). Mittels der von Reinberg erzählten persönlichen Geschichten wird der Versuch unternommen, die meist von außen herangetragene Überinterpretation kultureller Besonderheiten der indigenen Bevölkerung zu relativieren und in den für sie relevanten Kontext zu setzen. Dabei arbeitet der Autor interessante Aspekte der Überlebensstrategien von ethnischen Minderheiten in Mexiko heraus, die auf den ersten Blick widersprüchlich anmuten, aber bei näherem

Hinsehen nachvollziehbar sind. So wird beschrieben, dass die Bewohner/Innen von El Coire ihre Sprache aufgaben, um sich einerseits einer sie ablehnenden Gesellschaft zu öffnen, andererseits aber ihre territoriale Souveränität und Eigenständigkeit zu unterstreichen. Damit, so Reinberg, werde gezeigt, welche Bedeutung die Kontrolle der Ressourcen für die Gemeinde besitze (104). Obschon diese Interpretation durchaus logisch ist, zeigt das beschriebene Verhalten der Bewohner/Innen auch, welches gespaltenes Verhältnis zwischen der indigenen Bevölkerung und der mexikanischen Mehrheitsgesellschaft bis heute besteht. Denn diese versucht ihre Schützlinge zwar durch Armutsbekämpfungsprogramme am Leben zu erhalten, lehnt sie aber trotzdem als gleichberechtigte Bürger ab.

Obschon es Reinberg mit seiner bestechend undogmatischen Studie durchaus gelingt eine weitere Facette indigener Wirklichkeit herauszustellen, so mangelt es der Untersuchung teilweise doch an Tiefe und analytischer Genauigkeit. Global vernetzte Transformationsprozesse, die Ursachen für nationale und internationale Migrationströme sowohl von Männern als auch von Frauen, sowie sozialer und kultureller Wandel der indigenen Gemeinden in Mexiko lassen sich nicht ohne die Auseinandersetzung mit Landrechtsreformen, Freihandelszonen und den sich daraus entwickelnden Maquiladora Industrien oder den stark angewachsenen protestantischen Missionierungsbemühungen nordamerikanischer Provenienz verstehen – alles wichtige Triebfedern global/lokaler Vernetzung. Die häufig nur oberflächlich angerissenen oder unerwähnten politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge

der Globalisierung hätten in der Einführung gut platziert werden können. Des Weiteren fehlt im ethnographischen Teil eine interne Differenzierung der Gemeinde nach Einkommensklassen und kulturellen (religiösen) oder politischen Bekenntnissen. So fragt sich der interessierte Leser, welche Beziehung die eingemeindeten Bergdörfer zum Gemeindezentrum haben, ob sie marginalisiert sind oder gleichberechtigt an Gemeindeentscheidungen beteiligt werden. Auch bleibt offen, ob die Globalisierung ein verändertes Geschlechterrollenverständnis mit sich bringt. Fragen, die im Kontext einer Dorfstudie gut hätten bearbeitet werden können. Insofern mutet das homogene Bild, welches der Autor von El Coire bzw. Faro de Bucerías und ihren Bewohner/Innen beschreibt, fast romantisierend. Trotzdem bietet Reinbergs Erstlingswerk jedem Mexiko-Interessierten ein kurzweiliges, anregendes und weiter zu empfehlendes Lesevergnügen.

Eva Youkhana

Gerhard Hauck: *Kultur. Zur Karriere eines sozialwissenschaftlichen Begriffs*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2006, 226 Seiten

Im Band 16/17 der Reihe *Einstiege des Westfälischen Dampfboots* gibt Gerhard Hauck in kurzen Kapiteln einen Überblick über die wichtigsten Vertreter und Positionen in der sozialwissenschaftlichen Debatte um Kultur. Ausgehend von Herder, bespricht er den Kulturbegriff in Deutschland vor und zwischen den beiden Weltkriegen wie auch den der *Cultural Anthropology* in Amerika, die Positionen des Assimilationismus, Primordialismus und Kommunitarismus

in der US-amerikanischen Diskussion und die des Konstruktivismus des späten 20. Jh. Darauf folgt ein Versuch, einen kritischen, nicht-essentialistischen Kulturbegriff zu entwickeln und diesen in den Auseinandersetzungen um Herrschaft und Macht zu verorten.

Gleich zu Beginn macht der Autor klar, welches Verständnis von Kultur er favorisiert. Er wendet sich gegen einen Kulturbegriff, der Kulturen als in sich konsistent und homogen, nach außen abgeschlossen, stabil und ahistorisch fasst. Kultur begreift er vielmehr als offen, prozessual, in sich widersprüchlich, historisch, hybrid und, das ist ihm besonders wichtig, als integralen Bestandteil von Macht-, Herrschafts-, und Klassenverhältnissen. Die größte Rolle im Kampf um Macht und Herrschaft, so Hauck in Anlehnung an Bourdieu, spiele der Kampf um die Legitimation der Wirklichkeit, die Definitionsmacht, die Macht zu klassifizieren, etwas als wahr oder richtig zu bestimmen. Und dieser Kampf wird nicht nur innerhalb von Kultur und kulturübergreifend, sondern auch mittels des Kulturbegriffs geführt. Ein Überblick über die sozialwissenschaftliche Entwicklung des Begriffs Kultur, der das mitdenkt, ist mir in diesem Buch zum ersten Mal begegnet. Dadurch wird es zu einem kleinen Schatz. Das Buch ist sehr übersichtlich aufgebaut und die Sprache des Autors ausgesprochen angenehm, keine überflüssigen Verschachtelungen oder komplizierten Formulierungen, dafür aber Wortwitz und mitunter eine wirklich spitze Feder. All jenen, die den versprochenen Einstieg in die Kulturdebatte suchen, möchte ich das Buch wärmstens empfehlen.

Diejenigen, die sich schon ein wenig länger in der Kulturdebatte bewegen und

mit *Postcolonial Studies* und Postmoderner Theorie bereits beschäftigt haben, werden zum Weiterdenken, aber auch zur Kritik herausgefordert. Fraglich erscheint zunächst Haucks Ausgangspunkt. Herder habe den Begriff Kultur auf die sozialwissenschaftliche Bühne gebracht, und zwar als einen durchaus gut vertretbaren, er verschreibe sich dem kulturellen Relativismus und pflege eine antiherrschafliche Grundeinstellung. Sämtliche nationalistische Vereinnahmungen der Theorie Herders seien schlichtweg unzulässig. Ausgehend davon fragt Hauck, was denn in der Debatte um den Kulturbegriff nach Herder so schief laufen konnte. Das Problem dabei ist aber m.E., dass Hauck Herders Kulturbegriff etwas zu glattgebügelt hat, die nationalistischen Vereinnahmungen sind zwar unzulässig, aber sie kommen nicht von ungefähr – Herders Kulturbegriff ist in seinen Werken sehr widersprüchlich. Während Herder in den *Briefen zur Beförderung der Humanität* die Unvergleichbarkeit von Kulturen betont, spricht er in den *Ideen* von einer Vorrangstellung der europäischen Kultur und entwirft eine Kulturentwicklung, die in aufsteigender Linie verläuft. Herder hat also den Kulturbegriff als einen strittigen auf die sozialwissenschaftliche Bühne geholt und für die Frage nach der Entwicklung des Begriffs erscheint mir diese von vornherein gegebene Streitbarkeit auch viel plausibler als ein unproblematischer Begriff, mit dem dann Schindluder getrieben wird. Den folgenden Kapiteln Haucks tut dieser Punkt keinen Abbruch. Schwieriger scheint mir zu sein, dass Hauck die Rolle des *Linguistic Turn* für den *Cultural Turn* kaum berücksichtigt und somit einen wesentlichen Impuls auch für sein eigenes Kulturverständnis

vernachlässigt. Besonders auffällig wird dies anhand zweier Aspekte: 1) Wesentliche Kritikpunkte der post-modernen und post-strukturalistischen Kritik wie auch des Konstruktivismus werden lediglich gestreift, ihre Fruchtbarkeit für Haucks Kulturbegriff kaum angedeutet. Lyotards These vom Ende der großen Erzählungen erwähnt Hauck nur beiläufig, die ganze postmoderne Debatte darum, was ein Zeichen wie „Kultur“ ist und zu leisten vermag (De Saussure, Austin, Derrida) fehlt ebenso wie die Kritik um die Einheitlichkeit und Selbstidentität des Subjekts (Lacan): ein in der Diskussion um Kultur nicht zu vernachlässigender Aspekt, wie bei Haucks Auseinandersetzung mit dem Primordialismus deutlich wird. Selbst die daran anknüpfende Kritik an der Unterscheidung von Innen und Außen (z.B. Butler), die einmal mehr einer antiessentialistischen Kulturkonzeption und dem Aspekt der Hybridität Vorschub zu leisten vermag, findet keine Berücksichtigung, ebenso wenig Althussers Konzept der juristischen Anrufung oder Žižeks „Teil ohne Anteil“. Der Konstruktivismus wird immerhin anhand von Hobsbawms und Rangers *The Invention of Tradition* (1983) etwas ausführlicher besprochen; in der Einleitung zum sechsten Kapitel „Was bleibt“, die den Übergang zu Haucks eigenem Entwurf darstellt, wird jedoch keine Brücke geschlagen. 2) Das wirkt sich auf den für Haucks Anliegen zentralen Gedanken aus, dass es den richtigen, selbstidentischen Begriff von Kultur, der korrekt auf seinen Referenten verwiese, nicht geben könne. Damit ist überhaupt erst der Kampf um die Definition des Begriffs möglich. Hauck versucht, diese Nicht-Identität des Begriffs in einem kleinen Absatz zu plausibilisieren, indem

er auf die unscharfen Grenzziehungen in der „Alltagssprache“ verweist, auf die die „Wissenschaftssprache“ letztlich doch auch immer wieder zurückkommen müsse. (S.94) Zum einen aber ist die Unterscheidung zwischen „Alltagssprache“ und „Wissenschaftssprache“ nur schwer aufrechtzuerhalten, und zum anderen wird damit impliziert, dass, wenn die „Alltagssprache“ identische Begriffe hätte, auch die „Wissenschaftssprache“ über identische Begriffe verfüge. So wird die Frage: „Warum hat denn aber die ‘Wissenschaftssprache’ keine identischen Begriffe?“ einfach verschoben auf die dann nicht minder berechnete Frage: „Warum aber sind die Begriffe der Alltagssprache allesamt durch unscharfe Grenzziehungen gekennzeichnet?“ und zwar derart, als müsse die Antwort auf der Hand liegen. Liegt sie aber nicht. Hier wird die Nicht-Identität des Begriffs, ein wichtiger und guter Gedanke, um den etwa Derrida auf über tausend Seiten ringt, übers Knie gebrochen.

Diese Kritik ändert nichts daran, dass Haucks zugrundeliegender Kulturbegriff aktuell und emanzipatorisch ist, und (mehr oder weniger explizit) anknüpft an die Überlegungen der *Postcolonial Studies*; seine wesentlichen Parameter des Begriffs entsprechen nahezu denen von Kultur etwa bei Homi K. Bhabha in *Die Verortung der Kultur* (2000). Allerdings versucht Hauck den Begriff anders als Bhabha ohne psychoanalytische Anleihen zu entwickeln. Hauck hält fest, welche Metaphern bzw. Analogien für einen emanzipatorischen Kulturbegriff abträglich sind und der Instrumentalisierung des Begriffs Vorschub leisten. Als solche stellt er biologische Metaphern heraus, den Versuch, Kultur als einen Organismus zu beschreiben. Stattdessen

will er andere Analogien stark machen, die der Lebenswelt von Schütz & Luckmann und Habermas, den Begriff des Habitus von Bourdieu und den des *senso commune* von Gramsci – alles in allem ein starker Ansatz.

Solange die Kämpfe um Herrschaft und Macht andauern, und Menschen unter gesellschaftlichen Verhältnissen leiden, dürfe, so Haucks Ausblick, auf einen transkulturellen Diskurs nicht verzichtet werden: „Argumentation, Interrogation, Infragestellung, Widerspruch und Nachdenken müssen in allen Kulturen als Mittel der Bestimmung des Wahren oder Vernünftigen nicht nur überhaupt in Gebrauch sein (...). Vielmehr muss der ‘eigentümlich zwanglose Zwang des besseren Arguments’ in ihnen allen auch als das im Zweifelsfall alleine ausschlaggebende Kriterium für die Wahrheit oder Vernünftigkeit einer Überzeugung anerkannt werden“ (S.187).

Damit wird der Leser mitten in eine Reihe spannender Fragen hineingeworfen und in ihnen zurückgelassen: Welches sind die Stärken und aber auch die Grenzen der prozeduralen Vernunft, die Hauck in Anlehnung an Habermas und Rabelais stark macht, insbesondere als „Kriterium für Wahrheit und Vernünftigkeit“? Liegt hier nicht auch die Gefahr eines Regresses? Wenn es allein der Zwang des besseren Arguments ist, der über Wahrheit und Vernunft entscheidet, wer oder was entscheidet dann darüber, was das bessere Argument ist? In *Die Gesellschaftstheorie und ihr Anderes* (2003) schreibt Hauck, dass dies niemals endgültig entschieden und von Sprachspiel zu Sprachspiel verschieden sei. (S.19, S.148) Wenn es nun aber um eine Vermittlung zwischen zwei verschiedenen Sprachspielen, die

auf „Wahrheit“ und „Vernunft“ abzielen, gehen soll, dann muss so mittels des Zwanges des besseren Arguments herausgefunden werden, welches das bessere Argument ist. Beißt sich hier die Katze in den Schwanz? Wie sind die Begriffe Wahrheit und Vernunft zu denken in Hinblick auf die von Hauck vertretene Position der Nicht-Identität von Begriffen? Liegt das emanzipatorische Widerstandspotenzial gegen Macht- und Herrschaftsverhältnisse vorwiegend im Diskurs, und ist das widerständige Subjekt somit notwendig ein intellektuelles bzw. wie Hauck es mit Gramsci nahelegt, eine Schicht von „organischen Intellektuellen“ der beherrschten Klassen? Wird Emanzipation auf diese Weise zu einer Sache von Experten erklärt, die jene ausschließt, die keine entsprechende Stimme haben? Und welche Aussichten werden eröffnet, etwa angesichts einer zunehmenden Kapitalisierung des Bildungssektors?

Haucks Überblick und sein Angebot einer Alternative zur Bestimmung des Kulturbegriffs hat nicht den Anspruch, abschließend zu sein, vielmehr muss in einem Überblickswerk von knapp 200 Seiten zugunsten der Übersichtlichkeit jede Position zu kurz kommen, und strittig wird immer sein, bis zu welchem Grad das sein darf. Für einen kritischen Einstieg in die Kulturdebatte lohnt sich dieses Buch zweifellos. Wünschen würde ich mir darauf aufbauend eine umfassendere und tiefergehende Entfaltung der Problematik.

Sylvia Bahr

Aram Ziai (Hg.): *Exploring Post-development. Theory and practice, problems and perspectives*. London & New York: Routledge 2007, 240 Seiten

In diesem Sammelband legen 14 AutorInnen auf 240 Seiten eine Zwischenbilanz der andauernden Debatte um die entwicklungskritischen Ansätze vor, die unter dem Label „post-development“ zusammengefasst werden, wobei sie aktuelle Theorien und Praktiken aufgreifen sowie Probleme und Perspektiven aufweisen.

Editorisch ist besonders hervorzuheben, dass der Herausgeber in dem Band deutlich präsent ist, und mit einer Einleitung, einem theoretischen Beitrag, einem zusammen mit *Friederike Habermann* geschriebenen, praxisorientierten Beitrag sowie abschließenden Erörterungen einen roten Faden durch das Buch zieht. *Aram Ziai* führt den Band mit einem gekonnten *state of the art* ein, in dem er die zentralen Stationen des *post-development*-Ansatzes von Wolfgang Sachs *The development dictionary* über Arturo Escobars *Encountering development* und den von Majid Rahnema und Victoria Bawtree herausgegebenen *Post-development Reader* bis hin zu den einschlägigen kritischen Diskussionen aufführt.

In seinem programmatisch angelegten Artikel arbeitet *Arturo Escobar*, einer der Hauptvertreter der Entwicklungskritik, die Bedeutung des *post-development*-Ansatzes als eines der drei zentralen Paradigmen in den letzten 50 Jahren entwicklungstheoretischer Diskussion heraus und bilanziert: „Modernisierungstheorie mit den damit verbundenen Theorien von Wachstum und Entwick-

lung in den 1950er und 1960er Jahren; Dependenztheorie und verwandte Ansätze in den 1960er und 1970er Jahren; und kritische Ansätze, die Entwicklung als kulturellen Diskurs betrachten, in der zweiten Hälfte der 1980er und 1990er Jahre.“ (18) Dabei betont Escobar die an Foucault angelehnte konzeptuelle Problemstellung, bei der es nicht um die Frage nach der besseren Form von Entwicklung geht, sondern um die Genealogie des Entwicklungskonzeptes in seinen Dimensionen als historisches Konzept, als institutioneller Apparat, wobei Mechanismen von Professionalisierung und Institutionalisierung greifen, sowie als Form von Exklusion. Hierbei wird ein besonderes Augenmerk auf die Koppelung von Macht und Wissen sowie die Exklusion von „Wissen, Stimmen und Anliegen“ (20) derer, die entwickelt werden sollen, gelegt. Im weiteren diskutiert Escobar die Bedeutung der Konzepte von Entwicklung und Modernisierung unter den aktuellen Bedingungen forcierter Globalisierungsprozesse, wobei er die zentrale Frage stellt: „Ist Globalisierung die letzte Phase kapitalistischer Entwicklung oder der Anfang von etwas Neuem?“ (26) Mit dem brasilianischen Soziologen Boaventura de Sousa Santos argumentiert Escobar, dass wir uns sowohl epistemologisch als auch sozio-politisch jenseits der Moderne bewegen. Diese Phase „nach Entwicklung“ und „nach Moderne“ ist nun allerdings kein Siegeszug von *grassroot*-Ansätzen, sondern es gibt ein „neues Gesicht eines globalen Imperiums und Sozialfaschismus“ (27), was sich vor allem in einer strukturellen Dominanz von Exklusion über Inklusion ausdrückt, wobei Escobar geopolitisch die Dominanz der USA als letzter verbliebener Großmacht

herausstellt. Da im Denken des *post-developments* die Moderne nicht mehr als „Great Singularity“ (29), sondern als Multiplizität verstanden wird, sieht Escobar widerständige Perspektiven vor allem an den Rändern der Moderne heranwachsen.

In einem weiteren Beitrag vertieft Aram Ziai die kritische Debatte um *post-development* und argumentiert, dass unter den *post-development*-Ansätzen zwischen neo-populistischen und skeptischen Ansätzen unterschieden werden kann. Während auf erstere deutlich die in der entwicklungspolitischen Debatte geäußerten Kritikpunkte des Romantisierens von lokalen Gemeinschaften, der Essentialisierung von Kulturen sowie eines undifferenzierten Entwicklungs- und Modernisierungsbegriffs zutreffen, sind die differenzierten skeptischen Ansätze nicht ohne weiteres mit diesen Kritiken auszuhebeln. Diese Verteidigung der *post-development*-Ansätze durch eine Differenzierung, bei der die „neo-populistischen Ansätze“ (Ziai) herausgefiltert werden, ist in verschiedenen der hier versammelten Beiträge präsent. In diesem Zusammenhang plädiert Ziai für eine konsistentere Ausarbeitung post-strukturalistischer Ansätze, was er mit dem Rückgriff auf das Konzept „radikaler Demokratie“ demonstriert, wie es von Laclau und Mouffe eingeführt wurde. In dieser Lesart liegt die Bedeutung skeptischer *post-development*-Ansätze darin, „soziale Konfliktivität auf die Bereiche von Entwicklung und Entwicklungspolitik“ (124) auszudehnen und dabei die vorherrschende Geopolitik des Wissens in Frage zu stellen.

Post-development-Ansätze zeichneten sich vor allem durch diskursanalytische und wissenssoziologische Zugriffe

auf das Konzept von Entwicklung aus, in diesem Sammelband wird in verschiedenen Beiträgen der Versuch unternommen, diese diskursanalytischen Ansätze mit in der Entwicklungssoziologie vorherrschenden akteurszentrierten Ansätzen, wie dem Schnittstellenansatz von Norman Long (so in *Jon Harald Sande Lies'* Beitrag „Post-development-discourse and discourse-agency interface“) zu verbinden. Bemerkenswert ist, dass keiner der Beiträge sich um eine konsistentere oder empirisch abgesicherte Vertiefung textueller bzw. diskursanalytischer Verfahren bemüht.

Die innovativsten Anstöße in diesem Band gehen von den Beiträgen aus, die sich auf das Werk des brasilianischen Soziologen Boaventura de Sousa Santos beziehen (so *Susan Maiava & Trevor King, J.K. Gibson-Graham, Ana Agostino* sowie *Escobar*). *Agostino* unterstreicht, dass die im *post-development* geäußerte grundlegende Ablehnung von Entwicklung, das Nein zu Entwicklung als erster Schritt zum Aufbau von Alternativen verstanden werden muss. Mit Santos arbeitet sie heraus, dass es darum geht, die herrschenden Monokulturen – modernes Wissen, lineare Zeit, Naturalisierung von Unterschieden, Raumkonzepte nach denen das Universelle das Lokale bestimmt, kapitalistische Produktivität – zu dekonstruieren und in einer Soziologie der Abwesenheit das bisher Unterdrückte herauszuarbeiten. Diesen Ansatz sieht sie im Rahmen des Weltsozialforums verwirklicht, das sie – ähnlich wie *Ziai* und *Habermann* die Bundes Koordination Internationalismus (BUKO) – als globales Netzwerk betrachtet, das radikale Demokratie verwirklichen und die Soziologie der Abwesenheiten in eine Soziologie des Emergenten überführen könnte.

Auch *Gibson-Graham* schließt an Santos' Soziologie der Abwesenheiten und seine Kritik an den Monokulturen an. Statt die Betrachtungsweise auf die Monokulturen zu fixieren, kommen mit Santos' Soziologie der Abwesenheit die „Ökologien“ in den Blick, die beispielsweise in Hinblick auf die Produktivitäten im philippinischen Dorf *Jagna* zu einem komplexen Bild komplementärer ökonomischer Tätigkeiten kommen. Hierbei fallen insbesondere alternativ-kapitalistische sowie nicht-kapitalistische ökonomische Aktivitäten auf (151). Mit dieser Sichtbarmachung des bisher „Abwesenden“ ist ein wichtiger konzeptueller Schritt für *post-development*-Praktiken gemacht, so dass emergente Alternativen, die im konkreten Möglichkeitshorizont liegen, sich ausbilden können.

In dem Sammelband überwiegen Beiträge, die sich entweder konzeptuell mit dem Begriff von „Entwicklung“ sowie der aktuellen Debatten um *post-development* auseinandersetzen (*Ziai, Escobar, Knut G. Nustad, Yoshihiro Nakano, Luciole Sauviat*), oder aber Ansätze die spezifische lokale Fallbeispiele mit *post-development*-Ansätzen verbinden. Dabei werden erstens vor allem Subsistenzökonomien und Solidarpraktiken als Alternativen zum vorherrschenden kapitalistischen Entwicklungspfad herausgehoben (*Sally Matthews, Gibson-Graham, K. Ravi Raman, Martina Kaller-Dietrich*). Zweitens wird in politischen, selbstorganisierten Netzwerken wie vor allem im Weltsozialforum – sowohl was deren Gegner als auch was deren Konzepte angeht (so *Agostino: 205*) – eine strukturelle Ähnlichkeit zu *post-development*-Ansätzen gesehen (siehe *Ziai, Ziai & Habermann, Escobar,*

Agostino). Letzteres öffnet den Blick für ein neues Forschungs- und Praxisfeld.

Allerdings wird der von Ziai angeführte Kampf um Hegemonie im entwicklungspolitischen Feld in den weiteren Beiträgen kaum aufgegriffen, da sich kein Artikel explizit mit entwicklungspolitischen Strategien von internationalen Institutionen wie Weltbank, IWF, UNO, aber auch von internationalen NGOs oder mit staatlicher Entwicklungszusammenarbeit auseinandersetzt. Dies ist umso erstaunlicher, da in mehreren Texten zu Recht angemerkt wird, dass Entwicklung nicht außerhalb des Kontextes verstanden werden kann, und dass – pikanterweise – *post-development*-Ansätze parallel zur Hochphase neoliberaler Politiken Konjunktur hatten (Ziai), wobei besonders die geforderte Autonomie (Sauviat, die auf Cornelius Castoriadis zurückgreift) insofern ambivalent ist, da sie auch neoliberalen Regierungstechniken zur Selbststeuerung dienen kann. Die Rekonzeptualisierung, die Anpassung von Instrumenten und die Institutionalisierung bzw. Privatisierung von Entwicklung im Kontext der herrschenden Institutionen werden leider kaum reflektiert. Damit besteht die Gefahr, dass sich der *post-development*-Ansatz aus den Debatten um Hegemonie in der Entwicklungspolitik herauskapultiert, obwohl er dort – paradoxerweise – gerade seine schärfste Kritik anbringen konnte.

Olaf Kaltmeier

Jan Rehmann: *Einführung in die Ideologietheorie*. Hamburg: Argument Verlag 2008, 350 Seiten

Rehmann liefert zum einen eine Geschichte der Ideologietheorie von Destutt

de Tracy über Marx und Engels, Lenin und den Leninismus, Lukacs und die Frankfurter Schule, Gramsci, Althusser, Bourdieu, Poststrukturalismus und Postmoderne bis hin zu W. F. Haug und dem „Projekt Ideologietheorie“. Darauf aufbauend nutzt er zum zweiten den vom „Projekt Ideologietheorie“ (an dem er selbst mitgearbeitet hat) entwickelten Ansatz zu einer kritischen Analyse von Friedrich Hayeks Grundlagentexten zum Neoliberalismus und dem, was bei anderen Neoliberalen daraus geworden ist.

In dem wissenschaftshistorischen Teil fällt zunächst auf, dass die Wissenssoziologie und die bürgerlichsoziologische Ideologiekritik völlig außer Acht bleiben – was ich nicht ganz nachvollziehen kann: insbesondere die konstruktivistischen Ansätze aus diesem Lager hätten auch für Rehmanns Vorhaben nützliche Gedanken anzubieten. Davon abgesehen liefert der Autor in diesem Teil eine Vielzahl von spannenden Interpretationen und Erklärungen. In dem Kapitel zu Marx beispielsweise werden als die drei entscheidenden Momente des Fetischismus-Konzepts die „Versachlichung moderner Herrschaft“, ihre „Naturalisierung“ und „die Erzeugung eines ‘Zu-Hause-Fühlens’ in ihren entfremdeten Formen“ herausgearbeitet (42 f). Bei Gramsci wird gezeigt, dass dessen Hegemoniekonzept keineswegs einen „positiven“, unkritischen Ideologiebegriff voraussetzt: Während der *senso commune*, das Alltagsbewusstsein, darauf gerichtet ist, „widersprüchliche und gegensätzliche Interessen zu versöhnen“, ist die „Philosophie der Praxis“ die „Theorie dieser Widersprüche selbst“ (99) – also *Kritik* jenes Bewusstseins. An Althusser kritisiert der Autor vor allem, dass dessen Konzeption der

Subjektwerdung durch Subjektion für die Ausbildung selbstbestimmter Handlungsfähigkeit keinen Raum lasse. Als beeindruckendes Gegenbeispiel referiert er eine von Ashwin Desai berichtete Episode aus dem Widerstand gegen ein (von ANC-Behörden beschlossenes) Slum-Clearance-Projekt in Südafrika, in deren Verlauf eine aufgebrauchte ANC-Vertreterin die Widerständler als typisch skrupellose, privilegierte und egoistische „Inder“ beschimpfte und als Antwort aus der Menge zurückbekam: „We are not Indians, we are the poor“. Rehmanns Schlussfolgerung: Entgegen Althusser können die Subjekte der ideologischen Anrufung auch widersprechen. Erfreulich auch das Kapitel zu Bourdieu, mit dem sich das Projekt Ideologietheorie bis dato höchstens sporadisch befasst hatte. Wenig originell und eher langweilig fand ich dagegen die Abschnitte zu Lenin und dem Leninismus, Lukacs und der Frankfurter Schule sowie Poststrukturalismus und Postmoderne.

Die Position des „Projekts Ideologietheorie“ (PIT) übernimmt Rehmann praktisch unverändert – lediglich an der Staatszentriertheit der ersten Publikationen des Projekts (1979), die auf die Dominanz des Keynesianismus in jener Zeit zurückgeführt wird, wird leichte Kritik geübt. Das PIT-Modell ruht auf drei zentralen Grundüberzeugungen: Zum einen „wird das Ideologische nicht primär als ‘falsches Bewusstsein’ gefasst, so dass sich die Analyse (...) auf die Funktionsweisen der ideologischen Mächte, Apparate und Praxisformen konzentriert“ (153). Zum zweiten versteht es seine Analysen aber trotzdem als „ideologiekritische“ in dem Sinn, dass sie jene Mächte etc. „grundsätzlich

vom Standpunkt einer klassenlosen und herrschaftsfreien Gesellschaft betrachtet“ (ebd.). Die ideologischen Apparate „organisieren das (Er-)leben der Klassengesellschaft als Erleben von Klassenlosigkeit“ (Haug 1993, 55). Kritische Ideologietheorie dagegen hat ihren Herrschaftscharakter aufzuzeigen. Zum dritten sieht das PIT den zentralen Mechanismus, mittels dessen jenes Erleben der Klassengesellschaft als Erleben von Klassenlosigkeit zustande gebracht wird, in einer „Verdichtung“ oder „Symptombildung“ im Freudschen Sinn. Horizontale Formen der Selbstvergesellschaftung und vertikale der Vergesellschaftung von oben werden dadurch zu einer Einheit verschmolzen, dass periphere Elemente, die ihnen beiden gemeinsam sind, in den Mittelpunkt gerückt werden. Wo solche Verdichtungen vorliegen, sind aber immer auch Akzentverschiebungen möglich. „Indem die Ideologien, soweit sie massenwirksam sind, sich permanent von ‘horizontalen’ Energien nähren, ermöglichen sie eine ‘antagonistische Reklamation des Gemeinwesens’, bei der die Klassen und Geschlechter dieselben Instanzen und Werte (...) in gegensätzlicher Weise auslegen und in Anspruch nehmen“ (163).

Schauen wir nun aber, was der Ansatz für die Analyse des neoliberalen Dispositivs leistet. Zentral stützt sich Rehmann hier auf Hayeks „The Mirage of Social Justice“, dessen Frontalangriff auf den Begriff der „sozialen Gerechtigkeit“ in seiner Unverblümtheit in der Tat verblüfft. Das Postulat sozialer Gerechtigkeit wird ihm zur „Un-Moral schlechthin“, es appelliere an „schmutzige Gefühle“, v.a. auf Ressentiment und Neid, auf die ‘Abneigung gegen Leute,

denen es besser geht als einem selbst“ (177). Und es sei allenfalls auf „primitive Kleingruppen“ anwendbar, nicht aber auf die moderne Marktgesellschaft in ihrer Anonymität, in der jede Vorstellung von einer Gesamtverantwortlichkeit absurd wäre. Die Spielregeln des Marktes sind der *Nomos*, nach dem die Gesamtgesellschaft sich zu richten hat. Der Staat hat sie durchzusetzen und dafür zu sorgen, dass kein individueller Spieler dagegen verstößt und betrügt; „unsinnig“ aber wäre es, „zu verlangen, dass die Ergebnisse für die verschiedenen Spieler gerecht sein sollen“ (175). Da wir vom Markt „immer wieder ‘Wohltaaten empfangen, die wir in keinem Sinne moralisch verdient haben’, sind wir auch verpflichtet, ‘gleichermaßen unverdiente Einkommensminderungen ebenfalls hinzunehmen“ (174). Diese Argumentation unterwirft Rehmann dann einer – wie er im Anschluss an Althusser und das PIT formuliert – „symptomalen Lektüre“, in der es darum geht, „die Bruchstelle eines Textes als Symptome eines latenten zweiten Textes zu lesen“ (182). Die wichtigste dieser Bruchstellen sieht er in dem Dilemma, dass Hayek einerseits die „Schicksalhaftigkeit“ des Marktgeschehens und dessen Indifferenz gegenüber Gerechtigkeitspostulaten betonen muss, sich andererseits aber auch bewusst ist, „dass der Glaube an den Zusammenhang von Leistung und Ertrag für das Funktionieren der Marktordnung ‘gewiss wichtig’ ist“ (183), weil anders die Masse der Geringverdiener die wirklichen Entlohnungsunterschiede nicht tolerieren würde. Was Hayek theoretisch als „unsinnig“ zu erweisen sucht, wird ihm so praktisch zur „notwendige[n] Illusion, um die bürgerliche Herrschaftsordnung

abzustützen und ihre Subjekte leistungsmotiviert zu halten“ (ebd.) – die Analogie zu klassischen Herren- und Priester-Trug-Theoremen bietet sich an.

Die Analyse erscheint mir rundum überzeugend – bis hinein in die letzten, hier nicht mehr nachzuzeichnenden Details. Was sich mir daraus nicht erschließt, ist allerdings der spezifische Nutzen des PIT-Ansatzes. Was sich als „symptomale Lektüre“ präsentiert, ist nichts anderes als das, was anderswo schon lange „textimmanente Kritik“ heißt; und die Erklärung von Widersprüchen im Text aus Herrschaftsinteressen ist das, was Ideologiekritik schon bei Holbach und Helvetius ausmachte. Weder „Symptombildung“ und „Verdichtung“ noch „ideologische Mächte und Apparate“ spielen eine Rolle – nicht in diesem und auch nicht in den folgenden Kapiteln zum „Dispositiv des Neoliberalismus“ und zu neueren „Gouvernementalitätsstudien“; auch hier geht es ausschließlich um klassisch ideologiekritische Textanalyse – von Peter Hartz’ Buch „Job Revolution“ und von Aufsätzen von Ulrich Bröckling und Sven Opitz zu neuerer Management-Literatur vor allem. Auch das allerdings ist – daran ändert mein Einwand nichts – exzellente Ideologiekritik klassischen Zuschnitts.

Literatur

Gerhard Hauck (1992): *Einführung in die Ideologiekritik*. Hamburg

Wolfgang Fritz Haug (1993): *Elemente einer Theorie des Ideologischen*

Gerhard Hauck

Henning Melber (Hg.): *Transitions in Namibia. Which changes for whom?* Uppsala: Nordiska Afrika-institutet 2007, 262 Seiten

Wer den *Human Development Index* (HDI) heranzieht, um sich nach dem Wohlergehen der Namibier zu erkundigen, wird zwar nicht gerade in Jubelschreie ausbrechen, er wird aber auch zu der Erkenntnis gelangen, dass es um Namibia im innerafrikanischen Vergleich so schlecht nicht bestellt ist. In der HDI-Rangliste aller Staaten liegt Namibia knapp hinter Botsuana zwar nur auf dem 125. Platz, aber deutlich vor einem Land wie Ghana, das in den letzten Jahren zu einer Art „afrikanischem Musterland“ avanciert ist. Grund zur Beunruhigung gibt hingegen der Gini-Koeffizient, der die Einkommensverteilung misst, denn kein Land hat einen höheren Gini-Koeffizienten als Namibia. Will heißen: In keinem anderen Land der Welt herrscht eine größere Ungleichheit zwischen Arm und Reich. Kritiker des Gini-Koeffizienten mögen einwenden, dass Namibia in den letzten Jahren mit stattlichen Wachstumsraten um 4 % aufwarten konnte, was zu einem deutlichen Anstieg des Pro-Kopf-Einkommens geführt habe. Dies darf jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass dieser Aufschwung an den meisten Namibiern vorbei gegangen ist. Die Regierung der *South West Africa People's Organization* (SWAPO) muss sich daran messen lassen, wie sie es seit Übernahme der Regierungsverantwortung 1990 geschafft hat, für Umverteilung zu sorgen und mehr Gerechtigkeit in der namibischen Gesellschaft zu schaffen, denn mit diesem Ziel war sie mit dem Ende der Apartheid angetreten,

um den überfälligen gesellschaftlichen und politischen Transformationsprozess einzuleiten.

Der Herausgeber und die anderen Autoren des Werkes kommen zu dem Ergebnis, dass viele Ziele nur halbherzig verfolgt wurden und gesellschaftliche Konfliktlinien im heutigen Namibia an Schärfe gewonnen haben. Sie zeichnen anhand konkreter Beispiele die Widersprüche in der namibischen Gesellschaft nach und benennen politische, wirtschaftliche und soziale Defizite in einem Staat, der 18 Jahre nach der Unabhängigkeit noch nach Orientierung sucht. *Transitions in Namibia* ist gedacht als Fortsetzung des 2003 erschienenen Bandes *Re-examining Liberation in Namibia*, der sich vor allem mit der politischen Kultur nach der Unabhängigkeit auseinander setzte. Nun also wird der gesellschaftliche Wandel mit all seinen Herausforderungen thematisiert – Herausforderungen, denen die namibischen Eliten nach Meinung der Autoren (noch) nicht gewachsen sind.

So illustrieren *Herbert Jauch*, *Volker Winterfeldt* und *Gregor Dobler* an Beispielen aus der namibischen Arbeitswelt, wie es der namibischen Regierung nur schleppend gelingt, für einen sozialen Ausgleich in der Gesellschaft zu sorgen und wie hilflos sie auf Chancen und Risiken der Globalisierung reagiert. *Volker Winterfeldt* zeigt am Fall des malaysischen Textilherstellungsunternehmens Ramatex auf, wie es einem ausländischen Investor gelingen kann, die Verwundbarkeit der namibischen Regierung auszunutzen und selbst lange ausgehandelte Sonderkonditionen noch weiter zum eigenen Vorteil zu verändern, ohne dass die Regierung einer zunehmenden Ausbeutung der Arbeiter

Einhalt gebieten kann. Denn auch wenn Ramatex ohnehin fast jegliche ethische Prinzipien außer Acht ließ, konnte das Unternehmen zusätzlich jederzeit damit drohen, das Land ganz zu verlassen und damit für einen nicht unerheblichen Beschäftigungsschwund zu sorgen. Wie real diese Drohung war, wurde nun im März dieses Jahres bekannt: Ramatex schloss seine Niederlassung in Namibia, ca. 3.000 Beschäftigte verloren ihren Arbeitsplatz und Ramatex wird sich in Zukunft ein anderes Betätigungsfeld suchen, auf dem noch größere Gewinne zu erzielen sind.

Wie *Herbert Jauch* in seinem Beitrag über die namibische Gewerkschaftsbewegung beschreibt, trägt auch die Schwäche der Gewerkschaften dazu bei, dass sich die Durchsetzung von Arbeiterrechten und Arbeitermitbestimmung nach wie vor schwer verwirklichen lässt. Die Nähe des größten Gewerkschaftsdachverbands NUNW (National Union of Namibian Workers) zur SWAPO sei ebenso hinderlich wie der nicht vorhandene Einfluss der Gewerkschaften im informellen Sektor. Der von der NAFU (Namibia Food and Allied Workers Union) im Oktober 2006 organisierte Streik gegen die Arbeitsbedingungen und die geringe Entlohnung bei Ramatex fand jedoch großen Zuspruch, so dass *Herbert Jauch* zu dem Ergebnis kommt, dass die Gewerkschaften im Kampf für mehr sozioökonomische Gerechtigkeit eine wichtige Rolle spielen können, dafür aber noch viele strukturelle Defizite überwunden werden müssen.

Die Folgen der Globalisierung und der in vielen Bereichen neoliberalen Wirtschaftspolitik der namibischen Regierung thematisiert auch *Gregor Dobler*. „Old ties in new shackles?“ fragt er in

seinem Beitrag über den Zustrom der Chinesen auf den namibischen Arbeitsmarkt, den er am Beispiel des nordnamibischen Grenzortes Oshikango deutlich macht. Im Mittelalter waren „shackles“ (deutsch: Schäkel) Handfesseln, und wer den wachsenden chinesischen Einfluss auf dem afrikanischen Kontinent in den letzten Jahren beobachtet, bei dem wird der Gedanke an Schäkel noch zusätzlich keine besonders angenehmen Gefühle hervorrufen. In Namibia kann zwar konstatiert werden, dass mit den Chinesen bisher noch keine großen Verträge über Rohstoffe abgeschlossen worden sind. Jedoch zeigt sich in Oshikango, dass die Omnipräsenz chinesischer Gewerbetreibender viel Unmut in der Bevölkerung erzeugt. In vielen Gegenden Namibias und Südafrikas sind vor allem einheimische Baufirmen der chinesischen Konkurrenz nicht gewachsen. *Gregor Dobler* stellt aber auch fest, dass die Position der Chinesen in Oshikango nicht so weit gefestigt ist, dass nicht auch bei ihnen eine Umorientierung in andere Bereiche stattfinden müsse, um weiter Geld zu verdienen. Ebenso sei auch ein gestiegenes Interesse der Chinesen an Entwicklungsprojekten in Afrika erkennbar. Um eine zukünftige Ausbeutung zu vermeiden, sei aber die namibische Regierung gefordert, die entsprechenden Grundlagen zu schaffen.

Besondere Beachtung findet in *Transitions in Namibia* auch das Thema der Gleichstellung der Frau. In Beiträgen über die Gleichberechtigung im Familienrecht und über die Konstruktion von Sexualität weisen *Dianne Hubbard* und *Suzanne LaFont* darauf hin, dass die sexuellen Rechte der Frau in weiten Teilen der Gesellschaft noch weitgehend unterdrückt werden. So habe es bis zum

Jahr 2005 gedauert, bis die männlichen Mitglieder der Nationalversammlung anerkannten, dass es in der Ehe Vergewaltigungen gebe. Viele traditionelle Vorstellungen tragen außerdem dazu bei, dass selbst eine formelle Gleichheit der Frau in vielen Bereichen nicht dazu führt, dass sie sich in der Realität auch gleichberechtigt fühlen darf. *Suzanne Le Font* führt zudem an, dass Homosexualität in Namibia weiterhin ein absolutes Tabuthema darstellt. Dazu trugen vor allem auch die von Sam Nujoma immer wieder lancierten öffentlichen Hasstiraden gegen Schwule und Lesben bei.

Äußerst schwer wiegt der nach wie vor schwache Status der Frau gerade beim Umgang mit HIV/Aids. *Lucy Edwards* zeigt auf, dass viele Frauen aufgrund ihrer ökonomischen Not gezwungen sind, sich zu prostituieren oder sich auf Beziehungen zu Männern einzulassen, die sie als „sugar daddies“ bezeichnet. Oft geht es schlicht um Sex zum Überleben. Die zunehmende Urbanisierung vor dem Hintergrund einer traditionellen sozio-kulturellen Konstruktion von Sexualität verschärft diese Problematik.

Während am Beispiel des namibischen Arbeitsmarktes und der Gender-Problematik strukturelle Defizite erkennbar werden, für die die namibische Regierung bislang Lösungen schuldig blieb, lässt sich auch argumentieren, dass eine Stärkung der namibischen Zivilgesellschaft einen gesellschaftlichen Wandel herbeiführen kann. Ein Beispiel für das Entstehen einer zivilgesellschaftlichen Organisation beschreibt *Mattia Fumanti*. Er berichtet vom „Shinyewile Youth Club“ in Rundu, der einen generationenübergreifenden Dialog mit der derzeitigen Machtelite anstrebt und dabei

zu den alten SWAPO-Funktionären eine kritische Distanz behält. Der Youth Club wurde von einer jungen, erfolgreichen Schicht von Staatsbediensteten und Kleinunternehmern gegründet und versteht sich auch als Reaktion auf neu entstehende Konfliktlinien zwischen den Generationen. Bisheriger Höhepunkt des Clubs war die Organisation eines Geschichtssymposiums 2001, das die namibische Geschichte von der vorkolonialen Zeit bis zur Unabhängigkeit thematisierte.

Einzuwenden bleibt, dass auch eine solche neu geschaffene Institution den Marginalisierten nur schwer die Möglichkeit bietet, ihren Problemen Gehör zu verschaffen und an den strukturellen Problemen des Landes wenig ändert. So ist es wichtig, dass auch *namibische* Wissenschaftler zu Wort kommen. Während *Bennett Kangumu Kangumu* zusammen mit *Wolfgang Zeller* die Entwicklungen im Caprivi-Streifen unter die Lupe nimmt, widmet sich *Phanuel Kaapama* der Landreform in Namibia und fragt: „What happened to liberation struggle rhetoric?“ Er stellt fest, dass das Prinzip des „willing seller, willing buyer“ bisher nicht zu einer gerechten Umverteilung des Landes geführt habe, diese aber zur Aufrechterhaltung des sozialen Friedens unerlässlich sei. Bei der bisher durchgeführten Umverteilung von Land sorgten zudem Korruption und Unzulänglichkeiten in der Verwaltung dafür, dass meist nur eine kleine Schicht, in der Regel urbanisierte schwarze Eliten, davon profitierten.

Which changes for whom also, und welche Hoffnung können die meist wenig optimistischen Beiträge für Namibias Zukunft geben? Wie der Titel sagt, geht es in Henning Melbers Werk

um Übergänge, um Wechsel. Diese werden auf dem Arbeitsmarkt deutlich, aber auch beim nach wie vor schleppend voranschreitenden Dezentralisierungsprozess oder beim Versuch der Reintegration ehemaliger Kombattanten. Derlei Übergänge sind stets mit Gefahren, aber auch mit neuen Chancen verbunden. So gebührt dem vorliegenden Band ohne Zweifel das Verdienst, kritische Entwicklungen klar angesprochen zu haben. Manchmal wünscht man sich allerdings eine größere Klarheit über mögliche Alternativen zum bisher eingeschlagenen Weg. Oft gewinnt man den Eindruck, dass viele Probleme aufgrund der mangelnden Konsequenz der Regierung entstehen. Diese sollte 18 Jahre nach der Unabhängigkeit auch keineswegs mehr mit Samthandschuhen angefasst werden. Doch wie sollte konkret mit den Veränderungen in der globalisierten Welt umgegangen werden? Wie lässt sich die Zivilgesellschaft stärken, wie AIDS wirkungsvoller bekämpfen und vor allem wie kann man verhindern, dass die Kluft zwischen Arm und Reich immer größer wird? Nach *Re-examining liberation in Namibia* und *Transitions in Namibia* könnte ein weiterer Band versuchen, Antworten auf diese Fragen zu finden.

Johann Müller

Georg Schön: *Somos Viento (Wir sind der Wind). Globalisierte Bewegungswelten in Lateinamerika*. Münster: Unrast 2008, 192 Seiten

Soziale Bewegungen sind ein umkämpfter Forschungsgegenstand: Verschiedene theoretische Ansätze konkurrieren um ihre angemessene Beschreibung, die

mal mehr die Akteurinnen und Akteure und mal eher die Bedingungen im Blick haben, unter denen sie agieren. Als Gegenstand in actu reden aber auch die Bewegungen selbst bei ihrer Deskription mit und stellen zuweilen die akademischen Maßstäbe und deren Angemessenheit in Frage. Dominiert im deutschsprachigen universitären Raum eine Perspektive auf gelingende Institutionalisierung von Inhalten und Forderungen der Bewegungen, wird in – geographisch wie milieubezogen – anderen Gegenden die Autonomie als Zweck und Ziel sozialer Bewegungen zugleich hoch gehalten. „Das Bedürfnis nach Autonomie“, schreibt *Georg Schön* in seiner empirisch-theoretischen Studie, „lässt sich als zentrales Bindeglied zwischen den neuen sozialen Bewegungen in Lateinamerika erkennen.“ (49) Dass die Bewegungswelten sich in Lateinamerika in der letzten Dekade anders gestalten als in Westeuropa, ist offensichtlich. Die Behauptung eines gemeinsamen Nenners von der präsidential gestützten „Bolivarianischen Revolution“ in Venezuela bis zum zapatistischen Aufstand im Süden Mexikos, der sich jenseits des politischen Parteiengefüges formiert, ist gewagt und verrät vor allem etwas über die Perspektive des Autors. Schön hat also ein parteiisches Buch geschrieben, das die libertären, basisdemokratischen und jenseits von staatlichen Institutionen sich verortenden Bewegungen auch in der wissenschaftlichen Herangehensweise bevorzugt. Dass Parteilichkeit aber nicht unbedingt mit eingeschränktem Blickwinkel, verengender Argumentation und dem willfährigen Umgang mit empirischem Material einhergehen muss, dafür ist Schöns Arbeit ein exzellentes Beispiel.

So wirkt sich der Fokus auf die autonomistischen Projekte beispielsweise merklich positiv auf den Umgang mit Theorie aus. Als einer der wenigen im deutschsprachigen Raum greift Schön hier nämlich das von Arturo Escobar und Sonia E. Alvarez entwickelte – und in Lateinamerika seit mehr als fünfzehn Jahren diskutierte – Konzept der *cultural politics* auf. Dieser, auf die *Cultural Studies* zurückgehende Ansatz hebt auf die Bedeutungen produzierende Dimension sozialer Kämpfe ab: Nicht nur knappe ökonomische und ökologische Ressourcen, Land und juristische wie politische Teilhabe sind die Dimensionen, um die sich die Auseinandersetzungen sozialer Bewegungen drehen, auch gesellschaftliche Definitionsmacht und der Kampf um Denk- und Wahrnehmungsschemata stehen auf der Agenda. Der Aspekt „kultureller Verteilungskämpfe“ (52) steht dabei nicht etwa in Gegensatz zu handfesten materiellen Interessen und Lebensweisen. Schöns Studie zeigt, wie nicht selten gerade aus existenzieller Bedrohung – durch Patentierungspolitik transnationaler Konzerne oder staatlich-paramilitärische Übergriffe beispielsweise – die kulturell-politischen Projekte sozialer Bewegungen entstehen.

Als Gemeinsamkeit dieser Bewegungen neuen Typs macht Schön auch noch etwas anderes aus: Sie seien zugleich „lokal verwurzelt und transnational vernetzt“ (52). Dies macht Schön einerseits anhand von Bewegungsnetzwerken gegen Wasserprivatisierungen und gegen den Minenbau deutlich, deren ProtagonistInnen er ausführlich zitiert. Andererseits konstatiert er ein neues Ausmaß indigener Mobilisierungsprozesse. Diese hätten – durch die lokale Verwurzelung und die internationale Vernetzung –

in den letzten drei Jahrzehnten „die Öffnung nationaler politischer Räume provoziert“ (101) und zudem einige ihrer Forderungen im internationalen Rechtssystem verankern können. Hier beispielsweise widerspricht Schön implizit jenem Ansatz, mit dessen Hilfe umgekehrt die Implantierung bestimmter indigener Anliegen in internationalen Institutionen (wie beispielsweise der International Labour Association und dem Artikel 169 ihrer Konvention) als „politische Gelegenheitsstruktur“ für das Aufkommen der Bewegungen beschrieben wurde.

Indigene Ethnizität ist für Schön dabei keine essenzialistische Kategorie. Ausdrücklich vertritt er eine sozialkonstruktivistische Herangehensweise, die Ethnizität nicht als quasi-natürliche soziale Zugehörigkeit fasst. Er beschreibt Ethnizität hingegen „als durch spezifisch historisch-politische Konstellationen geformte und nach Bedarf konstruierte soziale Ressource zur Organisation von Gruppenbeziehungen.“ (119) In diese Definition fällt auch noch die Selbstbeschreibung eines indigenen Aktivisten, dem es um die „Rückgewinnung unserer Werte“ geht und der das gegen die Privatisierung zu verteidigende Wasser als „das Blut der Pachamama“ (92) bezeichnet. Eine solche Haltung nannte die postkoloniale Theoretikerin Gayatri Spivak „strategischen Essenzialismus“.

Nicht zuletzt dieser strategische Umgang mit Indigenität hatte in den 1990er Jahren auch das globalisierungskritische Echo des zapatistischen Aufstands ermöglicht. Der Bewegung im Süden Mexikos gilt das Hauptaugenmerk des zweiten Teils von Schöns Buch. Ausführlich schildert er den Bruch mit der institutionellen Linken in Mexiko und

seine Folgen: Anstatt den Kandidaten der soziademokratischen Partei der Demokratischen Revolution, Andrés Manuel Lopéz Obrador im Präsidentschaftswahlkampf 2006 zu unterstützen, hatten die Zapatistas an ihrer basisdemokratischen und antiparlamentarischen Ausrichtung festgehalten. Die Zapatistas gründeten die so genannte „Andere Kampagne“ und mobilisierten Basisinitiativen jenseits des Parteienspektrums. Im Unterschied zu anderen politischen BeobachterInnen interpretiert Schön diesen Mobilisierungsprozess nicht als Abkehr von einer gesamtgesellschaftlichen Ausrichtung des zapatistischen Kampfes. Die Andere Kampagne transzendiere stattdessen sogar die Funktion des „Impulsgebers für sozialen Wandel“, die sozialen Bewegungen gemeinhin zugeschrieben würde, und arbeite „an dessen Steuerung und Durchsetzung“ (156). Während gerade diese Arbeit im Vergleich mit machtpolitisch orientierten Projekten wie der Bolivarianischen Revolution oder dem Movimiento al Socialismo (MAS) um Evo Morales in Bolivien als erfolglos

eingeschätzt wird, fällt neben der Beschreibung auch die Wertung Schöns anders aus. Er sieht die Andere Kampagne vielmehr als Teil einer globalen Graswurzelrevolution. Diese präge Ideen und Normen in sozialen Kämpfen und trage letztlich zu einer „Veränderung der Normenstruktur der globalen Ordnungs- und Strukturpolitik“ (175) bei.

Auch wenn sich über die optimistische Lesweise politischer Basisaktivitäten sicherlich streiten lässt, ihre Effekte zunächst analytisch in einen größeren als den politisch-institutionellen Rahmen zu stellen, ist das Verdienst von Schöns Buch. Diskussion und Anwendung aktueller Theorieansätze in Kombination mit der Fülle an empirischem Material weit über den mexikanischen Süden hinaus, machen es jedenfalls zu einer äußerst lohnenden Lektüre. Und die wertende Begeisterung des Autors lässt zudem ein deutliches Statement innerhalb der umkämpften Bewegungsforschung daraus werden.

Jens Kastner

Eingegangene Bücher

Adepoju, Aderanti: *Migration in sub-Saharan Africa*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2008 (= Current African Issues, Bd. 37), 68 S. ISBN: 9789171066206

Bacia, Jürgen; & Dorothee Leidig: „Kauft keine Früchte aus Südafrika!“ *Geschichte der Anti-Apartheid-Bewegung*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2008, 355 S. ISBN: 9783860998755

Bellagamba, Alice; & Georg Klute (Hg.): *Beside the State. Emergent Powers in Contemporary Africa*. Köln: Köppe 2008, 234 S. ISBN: 9783896452542

Besten, Julia; Gesine v. Kloeden-Freudenberg; Sonia Parera-Hummel & Angelika Söhne (Hg.): *Sisters from Two Worlds. The Impact of Missionary Work on the Role and Life of Women in Namibian Church and Society*. Köln:

Köppe 2008, 157 S.

ISBN: 9783896457523

Bigstein, Arne; & Dick Durevall: *The African Economy and its Role in the World Economy*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2008 (= Current African Issues, Bd. 40), 64 S. ISBN: 9789171066251

Brand, Ulrich; Christoph Görg; Joachim Hirsch & Markus Wissen: *Conflicts in Environmental Regulation and the Internationalisation of the State. Contested Terrains*. Abingdon: Routledge 2008, 296 S. ISBN: 9780415455138

Büschges, Christian; Guillermo Bustos & Olaf Kaltmeier (Hg.): *Etnicidad y poder en los países andinos*. Quito: Corporación Editora nacional 2007, 296 S. ISBN: 9789978844519

- Chanda, Mwansa: *The Representation of HIV/AIDS in the Media and its Impact on Behavioural Change among Young People in Namibia: A Study of Windhoek and Katima Mulilo*. Windhoek: Namibia Institute for Democracy 2008 (= *Analyses and Views*, Bd. 5,3), 27 S. (A4)
- Cheru, Fantu: *Africa's development in the 21st century. Reshaping the research agenda*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2008 (= *Current African Issues*, Bd. 41), 45 S.
ISBN: 9789171066282
- Coulter, Chris; Mariam Persson & Mats Utas: *Female Fighters in African Wars*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2008 (= *Policy Dialogue*, Bd. 3), 68 S.
ISBN: 9789171066275
- Dan, Vicky: *A Study of Traditional Medicine Usage by the San: The Case of Farm Six*. Windhoek: Namibia Institute for Democracy 2008 (= *Analyses and Views*, Bd. 5,2), 19 S. (A4)
- Döring, Jörg; & Tristan Thielmann (Hg.): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: transcript 2008 (= *Reihe Sozialtheorie*), 460 S.
ISBN: 9783899426830
- Erichsen, Casper W.: „*What the Elders Used to Say*“. *Namibian Perspectives on the Last Decade of German Rule*. Windhoek: Namibia Institute for Democracy & Namibian-German Foundation 2008, 75 S. (A4)
ISBN: 978991684031
- Fiamingo, Cristiana (Hg.): *Identità d'Africa fra Arte e Politica*. Rom: Aracne 2008, 253 S.
ISBN: 9788854817524
- Fitzgerald; David: *A Nation of Emigrants. How Mexico manages its Migration*. Berkeley: University of California Press 2008, 264 S.
ISBN: 9780520257047
- Fold, Niels; & Marianne Nylandsted Larsen (Hg.): *Globalization and Restructuring of African Commodity Flows*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2008, 276 S.
ISBN: 9789171066169
- Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.): *Archiv für Sozialgeschichte*, Bd. 48: Rahmenthema „Dekolonisation. Prozesse und Verflechtungen 1945-1990“. Bonn: Dietz 2008, 796 S.
ISSN: 0066-6505
ISBN: 9783801241803
- Gareis, Sven Bernhard; & Gunter Geiger (Hg.): *Internationaler Schutz der Menschenrechte. Stand und Perspektiven im 21. Jahrhundert*. Leverkusen-Opladen: Barbara Budrich 2008, 231 S.
ISBN: 9783866491861
- Goldberg, Jörg: *Überleben im Goldland. Afrika im globalen Kapitalismus*. Köln: PapyRossa 2008 (= *Neue Kleine Bibliothek*, Bd. 135), 249 S.
ISBN: 9783894383985
- Holmberg, Johan: *Natural Resources in sub-Saharan Africa. Assets and vulnerabilities*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2008 (= *Current African Issues*, Bd. 39), 50 S.
ISBN: 9789171066244
- Hopwood, Graham (Hg.): *Zero Tolerance for Corruption. Actual Instances of Corruption 2006-2007 as Reported in the Namibian Print Media*. Windhoek: Namibia Institute for Democracy 2008, 17 S. (A4)
ISBN: 9789991684048
- Hopwood, Graham; Justine Hunter & Doris Kellner: *The Impact of HIV/AIDS on the Electoral Process in Namibia*. o.O.: IDASA 2007, 68 S. (A4)
ISBN: 9781920118624
- Huffschnid, Anne; Michael Krämer, Karin Gabbert, Wolfgang Gabbert, Ulrich Goedeking, Annette Nana Heidhues, Thomas Schmid, Christiane Schulte & Ruth Stanley (Hg.): *Jahrbuch Lateinamerika. Analysen und Berichte*, Bd. 32: *erinnerung macht gegenwart*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2008, 217 S.
ISBN: 9783896917508
- Hunter, Justine: *The World Governance Assessment (WGA) Survey: Namibia*. Windhoek: Namibia Institute for Democracy 2008 (= *Analyses and Views*, Bd. 5,1), 16 S. (A4)
- Kaltmeier, Olaf: *Jatarishun. Testimonios de la Lucha Indígena de Saquisilí (1930-2006)*. Quito: Corporación Editora nacional 2008, 330 S.
ISBN: 9789978844663
- Kannankulam, John: *Autoritärer Etatismus im Neoliberalismus. Zur Staatstheorie von Nicos Poulantzas*. Hamburg: VSA 2008, 356 S.
ISBN: 9783899652802
- König, Helmut: *Politik und Gedächtnis*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2008, 712 S.
ISBN: 9783938808504
- Kron, Stefanie; & Karoline Noack (Hg.): *¿Qué género tiene el derecho?. Ciudadanía, historia y globalización*. Berlin: edition tranvia – Verlag Walter Frey 2008 (= *Fragmentierte Moderne in Lateinamerika*, Bd. 5), 320 S.
ISBN: 9783938944172
- Liamputtong, Pranee (Hg.): *Doing Cross-Cultural Research. Ethical and Methodological Perspectives*. Dordrecht & London: Springer Science 2008, 310 S.
ISBN: 9781402085666
e-ISBN: 9781402085673
- Linebaugh, Peter; & Marcus Rediker: *Die vielköpfige Hydra. Die verborgene Geschichte des*

- revolutionären Atlantiks. Hamburg: Assoziation A 2008, 427 S.
ISBN: 9783935936651
- Linne, Karsten: Deutschland jenseits des Äquators? Die NS-Kolonialplanungen für Afrika. Berlin: Ch. Links 2008, 215 S.
ISBN: 9783861535003
- Low, Chris: *Khoisan Medicine in History and Practice*. Köln: Köppe 2008, 338 S.
ISBN: 9783896451484
- Malmberg, Bo: *Demography and the development potential of sub-Saharan Africa*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2008 (= Current African Issues, Bd. 38), 39 S.
ISBN: 9789171066213
- McEwan, Cheryl: *Postcolonialism and Development*. New York Routledge 2008, 376 S.
ISBN: 9780415433655
- Melber, Henning; & John Y. Jones (Hg.): *Revisiting the heart of darkness – Explorations into genocide and other forms of mass violence*. Uppsala: The Dag Hammarskjöld Centre 2008 (= Development Dialogue, Bd. 50), 304 S.
ISSN: 0345-2328
ISBN: 9789185214495
- Mies, Maria: Das Dorf und die Welt. Lebensgeschichten – Zeitgeschichten. Köln: PapyRossa 2008, 307 S.
ISBN: 9783894383879
- Molden, Berthold; & David Mayer (Hg.): *Vielstimmige Vergangenheiten – Geschichtspolitik in Lateinamerika*. Münster u.a.: Lit 2008 (= Jahrbuch des Österreichischen Lateinamerika-Instituts, Bd.12), 296 S.
ISBN: 9783825814458
- Moses, Dirk (Hg.): *Empire, Colony, Genocide. Conquest, Occupation, and Subaltern Resistance in World History*. New York & Oxford: Berghahn Books 2008, 491 S.
ISBN: 9781845454524
- Mosotheo, Kesentseng; & Mapaseka J. Tsiu: *Assessment of Land Use in the Resettlement Farms Lievenberg, Drimiopsis and Du Plessis*. Windhoek: Namibia Institute for Democracy 2008 (= Analyses and Views, Bd. 5,4), 28 S. (A4)
- Saul, John S.: *Decolonisation and Empire. Contesting the Rhetoric and Reality of Resubordination in Southern Africa and Beyond*. Monmouth: Merlin Press; & Johannesburg: Wits University Press 2008, 202 S.
ISBN: 9781868144686 & 9780850365924
- Schüle, Klaus: *Die Pervertierung des internationalistischen Handelns, der Demokratie und der Menschenrechte. Argumente und Dokumente*. Münster u.a.: Lit 2008, 305 S.
ISBN: 9783825812799
- Schulz, Manfred (Hg.): *Entwicklungsträger in der DR Kongo. Entwicklungen in Politik, Wirtschaft, Religion, Zivilgesellschaft und Kultur*. Münster u.a.: Lit 2008 (= Spektrum, Bd. 100), 760 S.
ISBN: 9783825804251
- Seukwa, Louis Henri: *The Ingrained Art of Survival: The Nexus between Competence and Migration as Reflected in Refugee Biographies*. Köln: Köppe 2007, 270 S.
ISBN: 9783896452504
- Söderbaum, Fredrick; & Ian Taylor (Hg.): *Afro-Regions. The Dynamics of Cross-Border Micro-Regionalism in Africa*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2008, 203 S.
ISBN: 9789171066183
- Soronda. *Revista de estudos guineenses*. Número especial 2008: Experiências Locais de Gestão de Conflitos. Bissau : Instituto Nacional de Estudos e Pesquisa (INEP); Bayreuth: Bayreuth University 2008, 373 S.
- Spangenberg, Joachim: *Sustainable Development – Past Conflicts and Future Challenges – Taking Stock of the Sustainability Discourse*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2008, 292 S.
ISBN: 9783896916730
- van der Heyden, Ulrich; & Joachim Zeller (Hg.): *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*. Erfurt: Sutton 2008, 447 S.
ISBN: 9783866802698
- Wallacher, Johannes; Karoline Scharpenseel & Mattias Kiefer (Hg.): *Kultur und Ökonomie. Globales Wirtschaften im Spannungsfeld kultureller Vielfalt*. Stuttgart: Kohlhammer 2008 (= Globale Solidarität – Schritte zu einer neuen Weltkultur, Bd. 17)
ISBN: 9783170205680
- Werthmann, Katja; & Gerald Schmitt (Hg.): *Staatliche Herrschaft und kommunale Selbstverwaltung. Dezentralisierung in Kamerun*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2008, 196 S.
ISBN: 9783860993484
- Wolff, Jonas : *Turbulente Stabilität. Die Demokratie in Südamerika diesseits ferner Ideale*. Baden-Baden: Nomos 2008, 431 S.
ISBN: 9783832933883
- Zeller, Joachim: *Bilderschule der Herrenmenschlichen. Koloniale Reklamesammelbilder*. Berlin: Ch. Links 2008, 269 S.
ISBN: 9783861534990
- Zack-Williams (Hg.): *The Quest for Sustainable Development and Peace. The 2007 Sierra Leone Elections*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2008 (= Policy Dialogue, Bd. 2), 86 S.
ISBN: 9789171066190